1,50 DM / Band 126
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

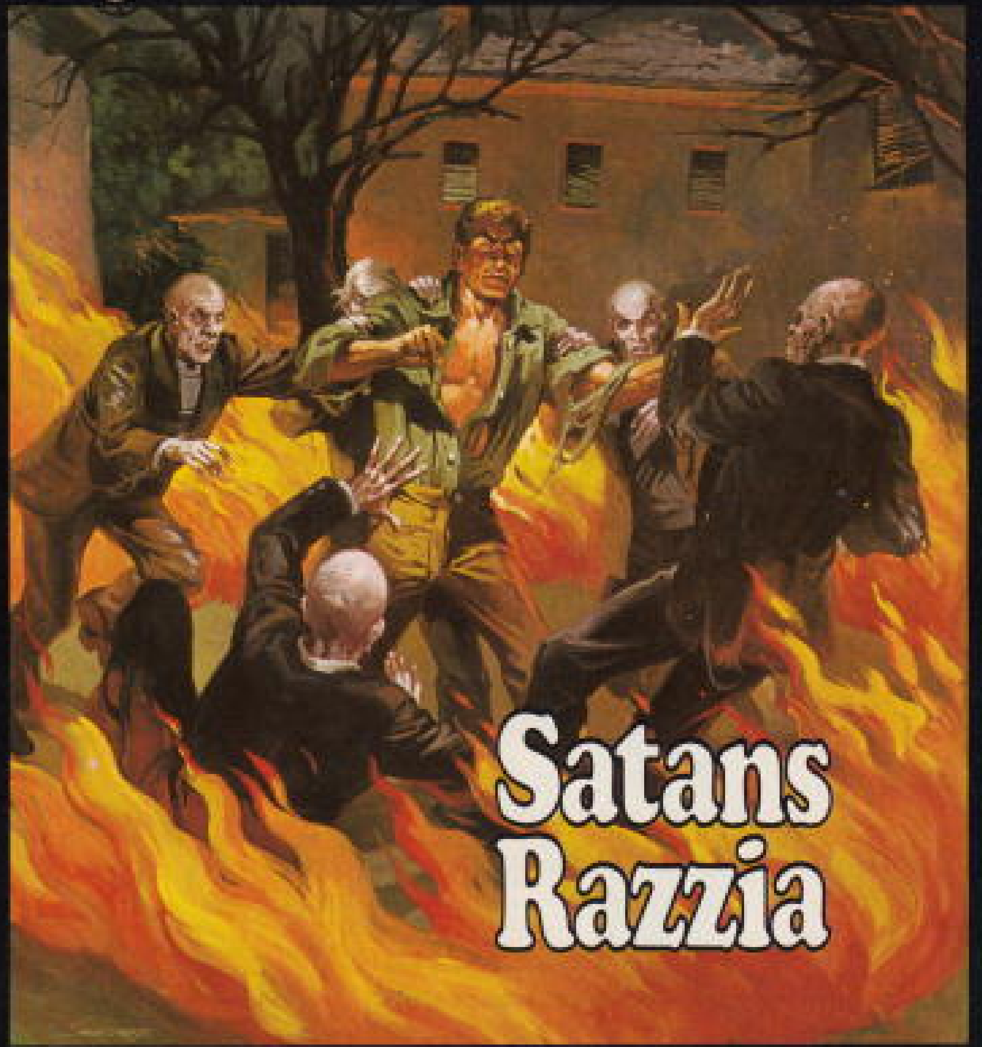
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1.75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65



Satans Razzia

John Sinclair Nr. 126

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 02.12.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Satans Razzia

Als Eddie Morton das knöcherne Klappern hörte, wußte er, was es geschlagen hatte. Sein Herz übersprang einen Schlag. Er wirbelte herum und starrte mit furchtgeweiteten Augen in die Dunkelheit.

Nichts war zu sehen.

Aber Morton fühlte die Gefahr. Die trügerische Stille konnte ihn nicht täuschen. Er schluckte trocken.

Angst würgte ihn.

Plötzlich drang das Knarren trockener Gelenke an seine Ohren.

Unheimlich hörte sich das an. Eddie Morton wollte fliehen, doch seine Füße schienen im Boden Wurzeln geschlagen zu haben.

Das Knarren wurde lauter, und einen Augenblick später schälte sich ein grinsender Totenschädel aus der Finsternis…

Es war spät geworden. Nach meinem letzten Fall – das Abenteuer mit Baxman und dem Leichenbrunnen – kam ich endlich einmal dazu, alte Akten aufzuarbeiten.

Das hieß im Klartext: Überstunden! Und Sir James Powell, mein Vorgesetzter, konnte endlich aufhören zu meckern. Wenn die Akten erledigt waren, hatte ich erst einmal Ruhe.

Als ich das Yard-Gebäude gegen 23 Uhr verließ, war ich geschlaucht. Meine Augen brannten. Ich war abgespannt und sehnte mich nach, meinem Bett.

Aber erstens kommt es anders – und zweitens als man denkt…

»Sinclair!« rief jemand, als ich mich in meinen Bentley setzen wollte.

Ich drehte mich desinteressiert um und war unter keinen Umständen bereit, noch einmal in mein Büro zurückzukehren.

In dieser Nacht haßte ich meinen Schreibtisch.

Slim Snyder, ein Kollege aus der Computerabteilung, hatte mich gerufen. Er kam auf mich zu. Er war ein dünnes Bürschchen, der durch zahlreiche Weibergeschichten im ganzen Haus bekannt war.

Ich schaute ihn an und fragte mich, was die Frauen an diesem Klappergestell wohl finden mochten.

»Schon Feierabend?« fragte Snyder.

»Schon ist gut«, brummte ich. »Wenn ich mich nicht beeile, komme ich erst bei Sonnenaufgang ins Bett.«

»Wer wird denn um diese Zeit schon ans Schlafengehen denken?«

»Ich.«

»Harten Tag gehabt?«

»Miesen Tag. Ich bin lieber 24 Stunden draußen im Einsatz als drei Stunden im Büro.«

»Sie hätten Tennislehrer werden sollen.«

»Vielleicht sattle ich noch um.«

»Darf ich Sie noch zu einem Drink einladen? Ich schluck’ nicht gern allein.«

»Vielen Dank. Vielleicht ein andermal, okay?«

»Okay.« Slim Snyder hob die Schultern. »Sagen Sie, würden Sie mich ein Stück mitnehmen? Mein Wagen ist in der Werkstatt, und mit dem öffentlichen Verkehrsmittel…«

»Steigen Sie ein«, erwiderte ich. Ich wußte, wo Snyder wohnte, und es war für mich kein großer Umweg, ihn vor seiner Haustür abzusetzen. »Ich bring’ Sie heim.«

»Also nein, das… das kann ich nicht annehmen, Sinclair.«

»Machen Sie keinen Wind, setzen Sie sich endlich in den Wagen, Snyder. Sie können sich ja mal revanchieren, wenn mein Bentley in der Werkstatt ist.«

Auf der Fahrt schüttete er mir sein Herz aus.

Ich weiß, es ist unhöflich, aber ich hatte einfach nicht den Nerv,

zuzuhören. Oberflächlich bekam ich mit, daß er Ärger mit einem Berufscatcher gekriegt hatte, weil er sich an dessen Verlobte herangemacht hatte, ohne zu ahnen, daß das Girl bereits im wahrsten Sinne des Wortes in festen Händen war.

Snyders Geplapper ging mir bei einem Ohr rein und beim andern wieder hinaus. Ich war froh, ihn schon nach zehn Minuten loszuwerden.

Er bedankte sich für meine Hilfsbereitschaft.

Ich erwiderte: »Ist nicht der Rede wert.« Dann wünschte ich ihm eine gute Nacht und setzte die Fahrt allein fort.

Die Ruhe tat mir gut.

Aber es blieb nicht lange ruhig.

Plötzlich schnitt ein Schrei durch die Stille.

Meine Müdigkeit war sofort wie weggeblasen. Ich trat auf die Bremse. Der Bentley stand auf kürzeste Distanz.

Ich stieß den Wagenschlag auf und sprang raus. Der Schrei wiederholte sich. Jetzt wußte ich, wohin ich mich wenden mußte.

Ich rannte los. Da war jemand in großer Bedrängnis, und es war meine Pflicht, ihm zu helfen.

Zwischen zwei öden Gebäuden gab es einen finsteren Durchlaß.

Auf ihn lief ich zu.

Bevor ich ihn erreichte, vernahm ich hastige Schritte, und einen Augenblick später taumelte mir ein Mann entgegen.

Sein Gesicht war mit Schweiß bedeckt. Panik glitzerte in seinen weit aufgerissenen Augen.

Seine Kleider waren zerrissen. Er blutete aus zahlreichen Kratzwunden.

Als er mich sah, stolperte er mir entgegen. »Hilfe, Sir! Helfen Sie mir!«

Der Mann kippte mir in die Arme. Ich fing ihn auf und lehnte ihn an die Wand. »Was ist passiert?« wollte ich wissen. »Hat man Sie überfallen?«

Überfälle stehen in einer Weltstadt wie London leider auf der Tagesordnung. Es gibt arbeitsscheue Elemente, es gibt Süchtige, die ständig in Geldnot sind. Die Polizei unternimmt wirklich alles, um die Stadt sicherer zu machen, aber es ist ein Kampf, den sie nicht gewinnen kann. Schlägt sie dieser heimtückischen Schlange einen Kopf ab, wachsen sofort zwei neue Köpfe nach.

»Er… er wollte mich umbringen!« keuchte der Mann.

»Wer?« fragte ich, bekam darauf jedoch keine Antwort. »Wo?« wollte ich wissen.

Der Mann wies auf den Durchlaß.

Ich ließ ihn los.

»Bleiben Sie hier!« krächzte der Mann. »Sonst bringt er Sie um!«

»Das wollen wir doch mal sehen!«
»Lassen Sie mich nicht allein! Ich habe Angst!«
»Bin gleich wieder zurück.«
»Hören Sie nicht? Ich fürchte mich zu Tode! Ich bin verletzt!«
»Setzen Sie sich in meinen Bentley. Verriegeln Sie den Wagen von innen. Dann kann Ihnen nichts passieren. In fünf Minuten bringe ich Sie zum Arzt, okay?«
Ich eilte weiter.
»Das… das ist kein Mensch!« rief der Mann mir stammelnd nach.
Hoppla! Kein Mensch! Diese Warnung löste in mir sofort Generalalarm aus. Geister, Dämonen und all dieses Geschmeiß aus den Dimensionen des Schreckens sind auch keine Menschen. Und auf die Vernichtung solcher Schattenwesen bin ich seit Jahren spezialisiert.
Damit das Böse nicht nach Belieben schalten und walten kann, schuf Scotland Yard vor einigen Jahren meine Abteilung, die sich ausschließlich mit übersinnlichen Fällen befaßt.
Ich zog meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta und tauchte in die Dunkelheit ein.
In mir brannte die Frage, was mich erwartete. Der verstörte Mann hatte es mir nicht gesagt. Die Ungewißheit erhöhte die Spannung.
Vorsichtig schlich ich durch die Finsternis. Ich wollte mich nicht überraschen lassen, und doch kam es dazu.
Der Angriff erfolgte ohne Vorwarnung.
Urplötzlich war die bleiche Totenfratze da. Buchstäblich aus dem Nichts schälte sich ein Skelett. Jetzt knirschten und knarrten seine Gelenke. Lange Hornkrallen krümmten sich am Ende der gespreizten Knochenfinger.
Ich riß die Beretta hoch.
Da schlug mein Gegner zu. Hart und brutal. Ein glühender Schmerz raste durch meinen Arm. Die Beretta sprang mir förmlich aus der Hand, fiel auf den Boden und kreiselte davon.
Ich hatte keine Zeit, sie mir wiederzuholen.
Der Knochenmann warf sich mir wuchtig entgegen. Sein Gerippe prallte gegen meinen Körper. Ich wurde gegen die Mauer zurückgestoßen, schlug meine Faust mitten in die grinsende Totenvisage und holte mir blutige Knöchel, das war alles, was ich damit erreichte.
Unglaublich, wie stark das Skelett war.
Die schwarze Nacht verlieh meinem Gegner ungeheure Kräfte.
Er wollte mich packen. Ich steppte zur Seite. Die zuschnappenden Knochenarme verfehlten mich. Ich fegte ihm mit meinem Fuß die Beine unter dem Körper weg.
Er landete auf dem Asphalt, und ich nahm die Chance sofort wahr.
Wo meine Beretta ungefähr lag, wußte ich.

Ich hastete zu der Stelle und suchte die Waffe.

Hinter mir sprang das Skelett wieder auf die Beine. Die Zeit war verdammt knapp. Meine Hände wischten über den Boden. Die Finger berührten den Pistolengriff.

Augenblicklich schnappte ich zu.

Der Knochenmann stampfte heran.

Ich befand mich in der Hocke, schraubte mich herum, sah den Totenschädel über mir und drückte ab.

Krachend entlud sich die Beretta. Sie bäumte sich in meiner Faust auf. Eine lange Feuerlanze stach dem Skelett entgegen. Die geweihte Silberkugel bewirkte Auflösungserscheinungen. Das Skelett fiel auseinander. Die weißmagische Kraft meines Geschosses hatte das Kraftfeld des Bösen, das den Knochenmann zusammengehalten hatte, zerstört.

Nichts hielt die knöcherne Erscheinung mehr aufrecht. Sie fiel in sich zusammen und verging.

Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Eigentlich hätte ich mit meinem Sieg zufrieden sein müssen, aber ich war es nicht, denn mich ließ die Frage nicht los, woher der Knochenmann gekommen war.

Ich mußte darauf eine Antwort haben.

Was hatte das Skelett hier zu suchen gehabt? Wer hatte es geschickt? Hatte sich Asmodina, die Tochter des Teufels, neue Tricks ausgedacht, um in der Welt der Menschen besser Fuß fassen zu können? Hatte das Skelett mit Dr. Tods Mordliga zu tun gehabt?

Eine Vielzahl von Vermutungen wirbelte mir durch den Kopf.

Und mir fiel der Mann ein, der in meinem Bentley saß und auf meine Rückkehr wartete. Ich wollte seiner Unruhe ein Ende bereiten.

Vielleicht konnte er mir sagen, woher dieses Skelett gekommen war. Ich drehte mich um und schickte mich an, den Durchlaß zu verlassen. Da riß mich plötzlich ein Geräusch herum. Das Klappern von Knochen!

***

Eddie Morton saß zitternd in meinem Bentley. Er hatte tatsächlich sämtliche Türen verriegelt und klopfte nun die Taschen seines zerfetzten Jacketts ab.

»Verdammt, wo sind sie denn?« keuchte er.

Endlich fand er seine Zigaretten. Die Packung war zerknüllt. Die Stäbchen geknickt, aber das störte Morton nicht.

Er biß in den Filter und drückte auf den Knopf des Zigarettenanzünders. Augenblicke später steckte er damit sein Stäbchen an.

Kräftig zog er, und er pumpte den Rauch bis tief in die Lungenspitzen hinunter.

Daß er noch am Leben war, konnte er immer noch nicht so richtig begreifen. Diese knöcherne Bestie war drauf und dran gewesen, ihn umzubringen.

Zur Verteidigung schlug er wie von Sinnen um sich und schrie nervenbetäubend. Daß das reichen würde, um sein Leben zu retten, hätte er nicht geglaubt.

Nachdem er die Zigarette halb geraucht hatte, fing er an, die Verletzungen zu spüren. Die Schmerzen waren aber auszuhalten.

Eddie Morton blickte zum Durchlaß. Der große blonde Mann, in dessen Wagen er saß, war in der Dunkelheit verschwunden und nicht wieder aufgetaucht. Morton fuhr sich mit der Hand nervös über die Augen.

»Wenn das Skelett ihn umbringt… Ich habe ihn gewarnt … Mich trifft keine Schuld …«

Ein Schuß!

Eddie Morton zuckte heftig zusammen. Er zerbiß den Filter seiner Zigarette beinahe, und er überlegte, was er tun solle, wenn der Besitzer des Bentley nicht mehr zurückkam.

Mortons Augen schwammen mit einemmal in Tränen. »Wir hätten es nicht tun dürfen!« flüsterte er verzweifelt. »Wir hätten es nicht tun dürfen…«

***

Nein, verflucht, das war kein Hörfehler gewesen, wie ich insgeheim gehofft hatte. Es war tatsächlich das Knochengeklapper an mein Ohr gedrungen. Und jetzt sah ich die bleiche Totenvisage eines zweiten Skeletts durch die Finsternis wischen.

Nur ganz kurz.

Die Zeit reichte nicht, die Waffe in Anschlag zu bringen, zu zielen und zu feuern. Aber es widerstrebte mir, den zweiten Knochenmann entkommen zu lassen.

Ich hörte deutlich die knarrenden Bewegungen, die hart stampfenden Schritte des Schattenwesens und folgte den Geräuschen. Ich hoffte, in den nächsten Sekunden einen weiteren Volltreffer anbringen zu können.

Das Skelett stellte sich nicht zum Kampf.

Es zog es vor, das Weite zu suchen, wollte nicht so enden wie sein Artgenosse.

Ich konnte kaum etwas sehen. Nicht einmal die Hand vor meinen Augen. Ich verließ mich ganz auf mein Gehör.

Aber eine Mülltonne, die nur so in der Finsternis herumsteht, kann man nicht hören. Prompt prallte ich dagegen, verlor das Gleichgewicht und landete hart auf dem Boden.

Stinkende Abfälle fielen über mich. Ich fegte sie angewidert fort und

sprang ärgerlich wieder auf die Beine.
Kein Laut mehr!
Das Skelett schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Bestimmt aber befand es sich nicht mehr im Durchlaß. Tastend arbeitete ich mich bis zum Ende der Passage vor.
20 Yards entfernt stand eine Laterne, die nicht leuchtete. Mein Blick wanderte gespannt die Straße hinauf und hinunter.
Von dem zweiten Skelett keine Spur mehr.
»Shit!« machte ich mir Luft. Ich zog unwillig die Brauen zusammen. Über meiner Nasenwurzel bildete sich eine senkrechte Falte. Ich war enttäuscht. Aber daran, daß mir das zweite Skelett entkommen war, ließ sich leider nichts mehr ändern.
Gab es mehr als zwei von dieser Sorte?
Ich drehte mich um. Über mir im ersten Stock wurde Licht gemacht. Ein Fenster öffnete sich, und das blasse Oval eines Gesichts tauchte vorsichtig auf.
»Wer hat geschossen?«
»Ich, Mister.«
»Verdammt, und das geben Sie so einfach zu?«
»Warum nicht?«
»Ich werde die Polizei…«
»Ich bin von der Polizei, Mister.«
»Oh… Das, das ist natürlich etwas anderes. Ein Verbrechen?«
»Nichts, was Sie zu beunruhigen braucht«, log ich, um dem Mann nicht für den Rest der Nacht die Ruhe zu rauben.
Das Auftauchen dieser Knochenmänner ging jeden in der Stadt an. So, wie ich an sie geraten war, konnte es jedem passieren. Nur – die andern waren nicht so gut gegen die Mächte des Bösen gewappnet wie ich.
»Brauchen Sie Hilfe?« fragte der Mann im ersten Stock.
Ich verneinte und empfahl ihm, wieder zu Bett zu gehen, es wäre alles in Ordnung. Er glaubte mir nicht, schloß aber trotzdem das Fenster.
Gleich darauf ging das Licht aus.
Ich kehrte zu meinem Bentley zurück. Der Mann, der in meinem Wagen saß, blickte mich groß an.
»Ehrlich gesagt, ich habe nicht damit gerechnet, Sie lebend wiederzusehen, Mister…«
»Sinclair. John Sinclair. Und wie heißen Sie?«
»Eddie Morton.«
Er hatte den Knopf der Verriegelung auf der Fahrerseite hochgezogen und die Tür für mich aufgestoßen.
Ich setzte mich neben ihn. »Wie geht es Ihnen, Mr. Morton?«
»Schon wieder besser.«

»Die Verletzungen…«
»Ach, lassen Sie nur. Das sind bloß Kratzer. Tun fast nicht mehr weh. Ich habe einen Schuß gehört.«
Ich nickte. »Das war ich.«
»Was ist geschehen?« wollte Morton wissen.
Ich erzählte es ihm. Das war wiederum ein Grund für ihn, mich mit großen Augen anzusehen.
»Sie haben dieses Knochenbiest tatsächlich erledigt?«
»Mit einer geweihten Silberkugel ist so etwas kein Problem.« Ich erwähnte das zweite Skelett.
Eddie Morton schluckte nervös. Große Angst blickte mir aus seinen Augen entgegen. »Ich bin verloren«, flüsterte er. »Ich hab's befürchtet.«
»Wieso?« fragte ich hellhörig. »Rechneten Sie mit dieser Horror-Begegnung?«
»Irgendwie schon.«
»Ich verstehe nicht.«
»Ich hoffte, daß es niemals zu einer solchen Begegnung kommen würde, Mr. Sinclair. Aber nun ist es doch… Ich habe nicht mehr lange zu leben. Diese Knochenkiller werden mich umbringen.«
»Weshalb?« fragte ich drängend.
»Sie werden mich bestrafen!«
»Wofür?«
Tränen glitzerten in Eddie Mortons Augen. Der verzweifelte Mann fing an zu weinen. Ich konnte nicht aus ihm herauskriegen, was ich wissen wollte. Er verriet lediglich, wo er wohnte.
»Ich fahre Sie nach Hause«, sagte ich.
Er hatte nichts dagegen. Ihm schien alles egal zu sein. Er schien mit seinem sicheren Ende zu rechnen.
Ich war natürlich auf die Hintergrundstory gespannt wie ein Regenschirm. Eddie Morton durfte sie mir nicht vorenthalten.
Vorläufig ließ ich ihn in Ruhe. Die Tränen waren gut. Sie reinigten die Seele. Hinterher würde sich Morton leichter fühlen und mit mir über sein Problem reden können.
Die Fahrt dauerte fünf Minuten.
Das Haus, in dem Eddie Morton wohnte, war ein alter Kasten, bloß zwei Etagen hoch. Morton war im Erdgeschoß zu Hause.
Ich machte alles für ihn. Er gab mir die Schlüssel. Ich schloß zuerst das Haustor und dann die Wohnungstür auf, machte Licht und führte den Mann in ein aufgeräumtes Wohnzimmer.
Neben dem Farbfernseher wucherte eine Zimmerpalme, und daneben stand ein fahrbares Tischchen, auf dem ein halbes Dutzend Schnapsflaschen darauf wartete, geleert zu werden.
»Möchten Sie etwas trinken, Mr. Morton?«

»Scotch. Genehmigen Sie sich auch einen.«

Ich füllte zwei Gläser. Eddie Morton ließ sich ächzend in einen Sessel fallen. Kummerfalten gruben sich in seine Stirn.

Er nahm mir sein Glas ab. »Danke.« Der Scotch rann wie Apfelsaft in seine Kehle.

Ich erkundigte mich nach der Hausapotheke. Morton wollte nicht, daß ich mich um seine Kratzer kümmerte, doch ich scherte mich nicht um seine Einwände, mit denen er die Verletzungen bagatellisierte.

Nachdem die Wunden versorgt waren, setzte ich mich zu Morton, nickte ihm auffordernd zu und verlangte: »Und nun schießen Sie los.«

»Womit?«

»Ich erwarte von Ihnen eine informative Geschichte.«

»Worüber?«

»Ich finde es prima, wie Sie es verstehen, sich dumm zu stellen, Mr. Morton«, sagte ich ein bißchen ärgerlich. »Aber man kann den Bogen auch überspannen. Ich sag's nicht gern, aber ich habe einiges für Sie getan. Jetzt liegt es bei Ihnen, sich dafür zu revanchieren. Was halten Sie davon?«

»Nichts.«

»Vielleicht sollte ich Ihnen in Erinnerung rufen, daß ich Polizeibeamter bin. Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard – heißt das hochoffiziell. Wenn Sie hier nicht reden wollen, kann ich Sie morgen in mein Büro bitten!«

»Na schön, ich würde kommen, aber Sie könnten mich nicht zwingen, darüber zu reden.«

Eddie Morton nagte an seiner Unterlippe. Er kämpfte mit sich, und ich redete ihm so lange ins Gewissen, bis er gesprächig wurde.

»Wir hätten es nicht tun dürfen«, sagte er leise.

»Was nicht tun dürfen?«

»Der Alkohol macht den Menschen leichtsinnig.«

»Darum ist es vernünftig, ihn mäßig zu genießen.«

»Ja. Aber manchmal übersieht man das Vernunftmaß. Es war vor drei Tagen. Ich war übers Wochenende bei meinem Vetter Boris Binns zu Besuch. Er wohnt in Hastings. Das ist am Kanal…«

»Ich weiß, wo Hastings liegt«, sagte ich.

»Boris hat ein kleines Häuschen für sich allein. Er freut sich, wenn jch mal für ein paar Tage zu ihm komme. Seine Freunde mögen mich. Es ist immer sehr unterhaltsam mit ihnen, deshalb fahre ich öfter mal hin… Kann ich noch einen Scotch haben?«

Morton hielt mir das leere Glas hin.

»Nur einen noch«, sagte ich. »Wir wollen doch, daß Sie nüchtern bleiben, nicht wahr?«

»Das wollen *Sie*, nicht ich.«

Ich füllte ihm das Glas und empfahl ihm, sich den Drink gut

einzuteilen. Er nippte. Als er das Glas absetzte, glänzten seine Lippen feucht.

»Wo war ich stehengeblieben?« erkundigte er sich.

»Bei Boris und seinen Freunden, mit denen zusammen Sie das vergangene Wochenende verbrachten.«

Morton nickte. »Gott, was haben wir gelacht… Irgendwann kam einer auf die Idee, die schwarze Abtei aufzusuchen. Die andern winkten sofort ab, und von diesem Moment an war die gute Laune beim Teufel.«

»Was ist mit der schwarzen Abtei?« wollte ich wissen.

»Eigentlich ist es nur eine Ruine. Ein Erdbeben hat die Abtei zerstört. Ein Beben soll es gewesen sein, das die Hölle ausgelöst hat.«

Ich wollte mehr darüber hören.

»Es heißt«, berichtete Eddie Morton, »daß ein Mann, der sein Leben dem Bösen verschrieben hatte, sich in die Abtei begab, um sie zu entweihen. Ko van Hoek war sein Name. Ein. Engländer holländischer Abstammung. Während des Ersten Weltkrieges soll er grauenvolle Taten begangen haben. Deshalb gab man ihm den Namen Satansgeneral. Er zerstörte in der Abtei alle heiligen Symbole und verübte anschließend während eines Teufelsrituals Selbstmord. Damit bezweckte er zweierlei: Erstens sollte die Hölle seiner geopferten Seele ewiges Leben bescheren und sie mit dämonischen Kräften ausstatten, und zweitens sollte ihm die Macht des Bösen danken, indem sie die Abtei vernichtete, die Ko van Hoek immer schon ein Dorn im Auge gewesen war.«

»Geschah beides?« fragte ich.

Morton nickte. »Zunächst erfolgte jedoch nur die Zerstörung der Abtei. Der Satansgeneral verschwand spurlos von der Bildfläche.«

»Wohin?«

»Man sagte, in die Hölle. Und dann fing es an, in der schwarzen Abtei zu spuken. Grauenerregende Schreie waren nachts zu hören. Unheimliche Gestalten schlichen zwischen den Mauern umher. Dämonische Feste wurden in der Ruine gefeiert, und es hieß allgemein, daß es lebensgefährlich wäre, die schwarze Abtei – vor allem nachts – zu betreten. Die Leute von Hastings machten einen großen Bogen um die Ruine. Wenn ein Mensch verschwand, dann sagten sie sofort, die Geister hätten ihn sich geholt und in der Abtei dem Höllenfürsten geopfert. In letzter Zeit sollte der Spuk in besorgniserregendem Maße zugenommen haben. Niemand wagte mehr, allein die Straße zu betreten, sobald es dunkel wurde. Man munkelte von der Rückkehr des Satansgenerals.«

»Ist Ko van Hoek tatsächlich wieder aufgetaucht?«

»Das wollten mein Vetter Boris und ich herausfinden«, berichtete Eddie Morton weiter. »Ich schwöre Ihnen, wir hätten es nicht getan,

wenn wir nüchtern gewesen wären. Aber wir hatten in dieser Nacht schon ziemlich viel geschluckt. Zwar war das Thema schwarze Abtei wieder fallengelassen worden, doch es ließ Boris nicht mehr los. Als seine Freunde nach und nach Hause gingen und nur noch wir beide übrig blieben, sagte er, daß wir zwei – die Mutigsten von der ganzen Runde – nun die Abtei aufsuchen würden. Ich war dagegen. Aber ich lehnte nicht entschieden genug ab. Boris bearbeitete mich solange, bis ich zustimmte, mitzugehen. Wir hätten es nicht tun dürfen.«

»Was hat sich ereignet?« fragte ich gespannt. »Hat es in der Abtei tatsächlich gespuckt?«

»Boris und ich verließen das Wirtshaus durch die Hintertür. Wir entdeckten eine Axt. Mein Vetter nahm sie an sich und meinte grinsend, nun könne uns nichts mehr passieren. Jedem Spuk, der uns angreifen würde, würde er mit der Axt den Schädel spalten. Ich war zwar betrunken, aber ich fühlte mich trotzdem nicht wohl in meiner Haut. Wir forderten unser Schicksal auf eine leichtsinnige Weise heraus.«

»Stimmt«, bestätigte ich.

»Sind Sie Raucher?«

»Ja.«

»Kann ich eine Zigarette haben?«

»Klar.«

Ich gab ihm ein Stäbchen, nahm mir selbst aber keines. Er holte seine deformierte Zigarettenpackung aus der Tasche und warf sie achtlos auf den Tisch. Im Nu war sein Kopf in eine blaue Wolke eingehüllt.

»Erzählen Sie weiter«, verlangte ich. »Ihre Geschichte fesselt mich.«

»Ich kriege die Gänsehaut, wenn ich an unser nächtliches Erlebnis denke, Mr. Sinclair.«

»Was ist passiert?«

»Wir hörten schon von weitem ein schauderhaftes Gekicher. Ich wollte meinen Vetter veranlassen, umzukehren, doch er meinte, nun hätten wir uns schon so weit vorgewagt, daß wir auch den Rest des Weges zurücklegen müßten. Bald sahen wir schemenhafte Gestalten durch die Finsternis huschen. Ich hatte wahnsinnige Angst und fragte mich, woher Boris seinen Mut nahm. Zwischen zwei Mauerfragmenten versteckten wir uns. Die Vorbereitungen für eine Teufelsfete waren im Gange. In Feuerschalen wurden gelbe Flammen entzündet. Hoher Besuch wurde erwartet. Als ich im Schein des flackernden Feuers das erste Skelett erblickte, wollte ich fliehen, doch Boris packte meinen Arm und hielt mich zurück…«

»Wie viele Skelette befanden sich in der schwarzen Abtei?« fragte ich.

Eddie Morton nahm einen tiefen Zug von der Zigarette. »Vier – oder fünf. So genau weiß ich es nicht. Und der Satansgeneral war auch da.

Er war in Uniform. Mit scharfer Stimme kommandierte er seine Gehilfen herum. Er hatte wie sie einen Totenkopf auf den Schultern. Grauenvoll, sag' ich Ihnen.«

»Traf der hohe Besuch ein?«

»Wir brauchten nicht lange zu warten«, sagte Morton gepreßt.

»Ko van Hoek ließ die Feuerschalen auf eine bestimmte Weise aufstellen. Die Anordnung ergab ein Hexenmal, in dessen Mitte gleich darauf die Luft zu flimmern begann. Und Geräusche begleiteten diesen Vorgang, die so starke Schmerzen in unseren Ohren hervorriefen, daß wir sie uns zuhalten mußten, was jedoch kaum Linderung brachte. Und dann… Die Luft verdichtete sich, wurde zu einem Körper. Wir sahen ein Mädchen. Ein schöneres als dieses habe ich im Leben noch nicht gesehen, Mr. Sinclair.«

Mir schwante etwas!

Hoher Besuch in der schwarzen Abtei. Ein Mädchen. Bildschön.

Dazu fiel mir nur ein einziger Name ein.

Doch ich sprach ihn noch nicht aus. »Können Sie das Mädchen beschreiben?« fragte ich und merkte, daß meine Stimme belegt war.

»Wie sah es aus?«

»Eine Traumfrau. Eine Superbiene. Das Nonplusultra der Schöpfung«, sagte Eddie Morton. »Gertenschlank, aber nicht mager. Groß, mit einer Fülle langen feuerroten Haares. Nur eines störte…«

»Die zwei Hörner, die aus ihrer Stirn wuchsen.«

Morton blickte mich verblüfft an. »Ja. Woher wissen Sie…?«

»Ich kenne sie«, sagte ich hart, und meine Augen verengten sich.

»Ihr Name ist Asmodina, und sie ist die Tochter des Teufels!«

***

Mir kam es gallenbitter hoch.

Der Name Asmodina wurde allmählich zum Reizwort für mich.

Unermüdlich zog sie ihre Fäden und machte mir das Leben schwer.

Sie war mächtig, und das Repertoire ihrer gemeinen Tricks war schier unerschöpflich.

Sie agierte entweder selbst oder leitete grauenvolle Ereignisse aus dem Hintergrund. Sie war rühriger, als es der Schwarze Tod jemals gewesen war, und es hatte bereits einige Male nicht viel gefehlt, dann wäre es Asmodina gelungen, mich für immer auszuschalten.

Sie hatte sich also eine neue Teufelei einfallen lassen, war in Hastings aufgetaucht, um den Satansgeneral zu aktivieren.

»Weshalb besuchte Asmodina den General in der schwarzen Abtei?« fragte ich.

Eddie Morton drückte die Zigarette in einen Aschenbecher und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher sickern.

»Sie sagte, die Hölle wolle Seelen haben. Ko van Hoek solle sie

beschaffen. Er würde dafür reich belohnt werden. Der Satansgeneral erwiderte, daß es ihm eine große Ehre sei, Asmodina diesen Dienst erweisen zu dürfen. Die Teufelin sagte ihm, er habe völlig freie Hand. Nur das Ergebnis zähle. Dann nahm sie an einer widerwärtigen Feier teil, in deren Verlauf schwarzes Dämonenblut getrunken wurde. Danach verschwand Asmodina wieder. Boris meinte, wir hätten genug gesehen. Wir wollten uns zurückziehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich darüber war, Mr. Sinclair. Aber Ko van Hoeks Rekruten entdeckten uns und griffen an. Ich ergriff die Flucht. Boris nicht. Mit erhobener Axt blieb er stehen. Die Skelette ließen ihm keine Chance. Ich hörte ihn schreien, war aber nicht fähig, umzukehren. Ich lief, lief und lief. In Hastings stürzte ich wie von Sinnen in die Polizeistation. Man wollte mir nicht glauben, aber ich ließ nicht locker. Vier Beamte fuhren mit mir zur schwarzen Abtei. Es hatte den Anschein, als hätte ich gelogen. Es gab nicht den geringsten Beweis für meine Geschichte…«

»Und Boris Binns?« fragte ich.

»Verschwunden«, sagte Eddie Morton leise. »Ich sah ihn nicht mehr wieder, kehrte nach London zurück und versuchte, die Greuel zu vergessen. Aber da war eine Stimme in mir, die mir andauernd zuraunte, daß die Rekruten des Satansgenerals auch mich holen würden. Als ich dann in jenem finsteren Durchlaß das Klappern von Knochen vernahm, wußte ich, was das zu bedeuten hatte…«

»Vielleicht sollten Sie nicht hier bleiben, Mr. Morton«, sagte ich.

Er blickte mich verzweifelt an. »Wohin soll ich denn? Bin ich irgendwo vor diesen Knochenschergen sicher?«

»Ich habe Freunde, die könnten vorläufig auf Sie aufpassen.«

»Vorläufig?«

»Bis ich dem Spuk ein Ende bereitet habe.«

»Wollen Sie sich mit dem Satansgeneral anlegen?«

»Davon kann keine Rede sein. Ich muß. Und ich werde nicht zögern, es zu tun.«

»Er wird sich das nicht bieten lassen.«

»Damit rechne ich.«

Ein kleiner Hoffnungsschimmer war in Mortons Augen. »Glauben Sie, daß Sie mit Ko van Hoek und seinen teuflischen Rekruten fertigwerden können, Mr. Sinclair?«

»Ich werde es versuchen. Packen Sie ein paar Sachen ein und kommen Sie mit mir.« Ich beabsichtige, Eddie Morton im Hause von Sheila und Bill Conolly unterzubringen.

Morton erhob sich schwerfällig. Er schlurfte ins Bad. Ich begab mich inzwischen zum Telefon, um das Ehepaar Conolly anzurufen.

Unser Besuch sollte sie nicht unvorbereitet treffen.

Als ich die Wählscheibe zum drittenmal drehte, zerschellte im Bad

ein Glas auf dem Fliesenboden.
Ich knallte den Hörer sofort wieder in die Gabel.
Jetzt schrie Eddie Morton so laut, daß mir das Blut in den Adern gerann. Ich rannte los. Die Badezimmertür war halb offen.
Ich vernahm das Klappern von Knochen, und mir standen unwillkürlich die Haare zu Berge. Mit der Schulter rammte ich die Tür auf. Sie krachte gegen die Wand.
Im selben Moment sah ich sie.
Zwei Skelette.
Eddie Morton kämpfte verzweifelt mit ihnen um sein Leben!

***

Es hörte sich an, als würde eine Schlange zischeln.
Mo Perkins stand im Waschraum und rieb seine Hände unter dem summenden Lufttrockner. Dabei drehte er den Kopf und blickte zum offenen Fenster in den finsteren Hinterhof hinaus.
Das Zischeln wiederholte sich.
Es schien lauter geworden zu sein.
Mo Perkins vergaß auf den Händetrockner. Er begab sich zum Fenster und schaute hinaus. Sein eigener Schatten kam ihm groß und mächtig vor.
»He, ist da jemand?« fragte er in die Dunkelheit.
Keine Antwort.
Perkins hob die Schultern. Gleichmütig wollte er sich umdrehen.
Da nahm er den Geruch nach faulen Eiern wahr.
Schwefelgeruch!
Und wieder vernahm er dieses beunruhigende Zischeln. Gleichzeitig bemerkte er, wie eine kleine Flamme aus dem Boden züngelte. Sie war nur ganz kurz zu sehen, erlosch sofort wieder, aber Mo Perkins gefiel das nicht.
Er strich sich mit seinen dicken Wurstfingern über das schüttere seidige Haar und wischte sich die Hände dann an der ärmlichen Kleidung ab.
Was hatte das zu bedeuten?
Wieso leckten Flammenzungen aus dem Boden? War eine Gasleitung undicht? Gas riecht nicht so penetrant nach Schwefel!
Der elektrische Warmluft-Händetrockner verstummte. Endlich herrschte Stille. Zuerst begrüßte Mo Perkins sie, dann rief sie jedoch ein mulmiges Gefühl in ihm hervor.
Abermals zischte eine Feuerfahne hoch. Diesmal an einer anderen Stelle. Perkins wußte nicht, was er davon halten sollte. Er beschloß, seinen Freunden davon zu erzählen.
Als er sich vom Fenster abwenden wollte, schossen zwei, drei, vier Flammen aus dem Boden.

»Verdammt, da kann doch kein Vulkan darunter sein«, brummte Perkins. Er hatte kürzlich einen Film im Fernsehen gesehen. Da waren auch solche schwefelgelben Feuerlohen aus der Erde gezischt.

Aber das war auf Stromboli gewesen.

Hier war Hastings, und man hatte festen Boden unter den Füßen.

Das hatte Mo Perkins jedenfalls bis zum heutigen Tage geglaubt.

War es nicht so?

Kündigte sich eine Katastrophe an?

Perkins leckte sich über die wulstigen Lippen. Er arbeitete im Lager einer ortsansässigen Sportartikelfabrik, und die Freizeit verbrachte er gerne zusammen mit seinen Freunden.

Geld besaßen sie alle nicht viel.

»Geld ist das wenigste«, sagten sie immer.

Aber sie waren trotzdem zufrieden, denn sie stellten keine allzu großen Ansprüche an das Leben, waren genügsam – und für einen Scotch oder ein Glas Bier reichte es allemal noch.

War einer in der Runde aber mal so knapp, daß er sich nicht einmal *das* mehr leisten konnte, dann halfen ihm die andern, ohne ein Wort zu verlieren, denn schon morgen konnten sie sich in einer ähnlichen Lage befinden.

Bei Mo Perkins und seinen Freunden war das Zusammengehörigkeitsgefühl noch in Ordnung, und darauf waren sie stolz.

Deshalb wollte Perkins auch nicht für sich behalten, was er soeben wahrgenommen hatte.

Erstaunt stellte er fest, daß er immer noch am Fenster stand, obwohl er eigentlich schon längst zu den Freunden zurückkehren wollte.

»Jetzt aber!« murmelte Perkins.

Doch wieder wurde nichts daraus. Das Zischen wurde lauter.

Flammen krochen plötzlich wie Schlangen über den Boden. Sie wanden sich heran.

Perkins brach der kalte Schweiß aus.

Er fuhr sich mit dem Finger ins Hemd. Sein Atem ging schnell. Er fühlte sich bedroht. In seiner Erregung vermeinte er, an den Schlangenköpfen Augen zu erkennen, die ihn böse anfunkelten.

Vier Schlangen zählte er.

Aus verschiedenen Richtungen krochen sie auf das Fenster zu.

Und Mo Perkins hatte das Gefühl, Wurzeln geschlagen zu haben.

»Mein Gott!« preßte er hervor. »Steh mir bei! Das ist der Teufel! Das muß der Satan sein!«

Eine der Feuerschlangen erreichte das Gebäude.

Sie richtete sich auf. Ihr häßlicher Kopf pendelte bedrohlich hin und her. Mo Perkins hatte das Gefühl, gleich müsse ihn der Schlag treffen.

Er sah ein schreckliches, weit aufgerissenes Schlangenmaul vor sich.

Wenn er den Arm ausgestreckt hätte, hätte er den Schädel des Ungeheuers berühren können.

»Was habe ich verbrochen?« stammelte Perkins. »Weshalb widerfährt mir so etwas? Ich war immer ein anständiger, gottesfürchtiger Mann.«

Das brennende Biest hypnotisierte ihn mit seinem stechenden Blick. Eine heiße Woge überflutete ihn. Die Hitze schien sein Gehirn zu verbrennen.

Sein Gesicht verzerrte sich. Er stöhnte und ächzte. Und er wankte einen kleinen Schritt zurück.

Die Schlange spannte ihren armdicken Leib. Inzwischen erreichten ihre Artgenossen ebenfalls das Fenster.

Zu viert krochen sie in den Waschraum.

Das war zuviel für Mo Perkins. Er torkelte zurück.

»Nein!« schrie er. Die Adern traten ihm weit aus dem Hals. »Herr im Himmel, verschone mich vor diesen Biestern!«

Die erste Schlange schnellte vor.

Ihr Maul schnappte nach dem Bein des Mannes. Lange, dolchartige Zähne, die gleichfalls brannten, waren zu erkennen.

Perkins' Herzschlag setzte einen Moment aus.

Er machte einen entsetzten Satz zurück. Die Feuerreptilien folgten ihm. Mo Perkins trat nach ihnen.

Sein Schuhabsatz traf eines der Biester. Er hatte erwartet, durch das Feuer hindurchzutreten, doch das war nicht der Fall.

Er spürte einen festen Widerstand. Hörte ein Knirschen, und dann zerfiel das Tier in unzählige Funken.

Das gab Mo Perkins Auftrieb.

Er griff auch die andern Schlangen an. Eine weitere zertrat er. Die beiden verbleibenden wichen zurück.

Perkins wirbelte herum und stürmte aus dem Waschraum. Er warf die Tür hinter sich zu und lehnte sich kurz an die Wand.

Sein Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen. Seine Nerven vibrierten. Kein Wunder bei dem Horror, den er soeben erlebt hatte.

Jetzt hatte er einen Schnaps dringend nötig.

Er löste sich von der Wand. Erste Zweifel kamen ihm. Hatte er das alles wirklich erlebt? Oder spielten ihm seine Nerven einen üblen Streich? Begann er langsam verrückt zu werden?

Er schlug sich mit dem Handballen auf die Stirn. »Was ist? Was ist denn mit mir los? Wieso spinne ich denn auf einmal so?«

Er holte ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß vom geröteten Gesicht.

»Schlangen! Brennende Schlangen! Mensch, ich hab' sie nicht mehr alle. Das wird ein böses Ende mit mir nehmen!«

Er ging den Gang entlang und betrat den Gastraum. Stimmengewirr umbrandete ihn sofort. Das war wieder die Realität.

Das war das Leben.
Aber so etwas wie im Waschraum konnte es unmöglich geben.
Perkins huschte an einem Dart-Game vorbei. Die Männer mit den Wurfpfeilen warteten, bis die Zielscheibe wieder frei war.
Im Vorbeigehen bestellte Mo Perkins beim Wirt: »Einen Scotch, aber einen großen!«
»Kannst du ihn dir auch leisten?« fragte der Wirt grinsend.
»Blödmann«, sagte Perkins und begab sich zum Stammtisch. Er setzte sich auf seinen Stuhl neben Sid Mayo.
Sid war sein bester Freund. Sie waren zusammen zur Schule gegangen und hatte einige Jahre mit mäßigem Erfolg beim selben Verein Fußball gespielt.
Sid fiel sofort auf, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Er drehte sich ihm zu. »Ist was nicht in Ordnung, Mo?«
Perkins winkte ab. »Doch, doch.«
»Mann, du kannst mir doch nicht weismachen, daß du okay bist.«
»Bin ich aber.«
Der Wirt brachte den Schnaps. Sid Mayo wies darauf. »Und was ist das?«
»Ein doppelter Scotch.«
»Das sehe ich, du Flasche. Aber vorhin hast du gesagt, du würdest heute abend nichts mehr trinken.«
»Darf man sich's nicht anders überlegen?«
»Junge, du verheimlichst etwas!«
Nun war auch die Aufmerksamkeit der andern erwacht. Sie stellten fest, daß Mo Perkins graue Flecken im Gesicht hatte, was nicht normal war, und sie forderten ihn gemeinsam auf, ihnen zu erzählen, was ihn so sehr erschreckt hatte.
Er trank zuerst.
Dann sagte er es ihnen.
Sie lachten.
»Ich wußte, daß ihr lachen würdet«, sagte Perkins ärgerlich.
»Deshalb wollte ich es euch auch nicht erzählen.«
»Brennende Schlangen«, sagte Sid Mayo und schüttelte den Kopf.
»Die wollen wir sehen«, sagten die andern.
»Hast du das öfter?« fragte Mayo.
»Wißt ihr, was ihr mich könnt? Kreuzweise könnt ihr mich. Alle!«
Mo Perkins ärgerte sich schrecklich über seine Freunde.
Die Männer standen auf. Perkins wollte nicht mit ihnen gehen, aber sie ließen ihm keine Ruhe. Er mußte sie begleiten.
Vor der Waschraumtür blieben sie stehen. Perkins biß sich auf die Lippe. Er hatte ein mieses Gefühl im Magen.
Sid Mayo legte die Hand auf den Türknauf.
Er blickte die Freunde der Reihe nach an. »Soll ich?«

»Natürlich. Deswegen sind wir ja hier«, bekam er zur Antwort.
»Daß mir keiner von euch vor Schreck in die Hosen macht!«
»Das passiert höchstens Mo.«
Sid Mayo drehte den Knauf. Er wartete noch einen Augenblick.
Dann stieß er die Tür auf. Helles Licht, von den Kacheln reflektiert, traf die Männer.
Von brennenden Schlangen nichts zu sehen. Die Männer traten grinsend ein.
»Was sagst du dazu?« fragte Mayo den Freund.
Mo Perkins hob die Schultern. »Für mich steht trotzdem fest, daß sie hier waren.«
»Und wo sind sie jetzt?«
»Blöde Frage. Wieder abgehauen.«
»Zurück in den Hinterhof?«
»Warum nicht?«
»Wir werden uns auch da mal umsehen«, entschied Sid Mayo.
Perkins schüttelte heftig den Kopf. »Ohne mich.«
»Hör mal, in unserer Mitte kann dir doch nichts passieren.«
Perkins starrte seine Freunde wütend an. »Wofür haltet ihr euch denn? Für Übermenschen?«
»Mo, verdammt noch mal, was ist denn mit dir? Warum brüllst du so mit uns. Wir haben dir doch nichts getan!« sagte Mayo eingeschnappt.
»Ihr seid blind. Ich übersehe die Zeichen, die Unheil ankündigen. Die Schlangen waren Vorboten des Grauens! Jetzt weiß ich das mit Sicherheit. Wir sollten unter keinen Umständen den Hinterhof betreten. Wir sollten statt dessen bezahlen, was wir getrunken haben, und nach Hause gehen. Glaubt mir, das wäre das vernünftigste, was wir tun könnten.«
»Wenn der keine Meise hat…«, sagte der Mann, der neben Sid Mayo stand.
»Ja, ja. Dämlich reden, das könnt ihr. Aber ihr habt keine Antenne für die Gefahr!« schrie Mo Perkins.
»Hast du die denn?« fragte Mayo.
»Bestimmt.«
»Dann bleibst du eben hier«, brummte Sid Mayo.
Aber das wollte Mo Perkins auch nicht. Er hätte das Gefühl gehabt, seine Freunde im Stich zu lassen. Deshalb seufzte er schwer und entschloß sich dazu, mit den andern den Hinterhof zu betreten, obwohl ihm als einzigem klar war, daß sie damit ihr Schicksal auf eine sträfliche Weise her ausforderten.
Die Männer verließen den Waschraum.
Wenig später trat das kleine Grüppchen in den finsteren Hinterhof.
Mo Perkins wies auf die Stellen, wo die Feuerzungen aus dem Boden geleckt hatten.

»Hier! Hier! Und hier! Hier auch…!«
»Quatsch!« sagte einer der Männer. Er ging sogar in die Hocke und berührte den Boden mit der Hand. »Nichts«, stellte er fest.
»Absolut nichts. Du hast geträumt, Mo.«
»Anfangs dachte ich das auch«, erwiderte Perkins.
»Du hattest ‘ne Halluzination, Mo. Mehr nicht«, sagte Sid Mayo.
Er legte dem Freund den Arm um die Schultern. »Nimm’s nicht tragisch. Kann uns allen mal passieren.«
»Rede nicht wie mit ‘nem Verrückten mit mir!« herrschte Perkins ihn an. Er schüttelte den Arm ab. »Was ich gesehen habe, habe ich gesehen! Davon lasse ich mich nicht abbringen. Mir ist es völlig egal, ob ihr mir glaubt oder nicht.«
»Schade«, sagte einer der Männer. »Ich hatte gehofft, etwas Aufregendes zu erleben!«
»Das wirst du noch, wenn wir nicht schleunigst diesen Hinterhof verlassen«, sagte Perkins. Er blickte sich mißtrauisch um. Dieser Friede kam ihm trügerisch vor. Im Hintergrund lauerte eine große Gefahr. Perkins konnte nicht verstehen, daß seine Freunde sie nicht spürten.
Niemand glaubte ihm.
Aber Sekunden später bestätigten sich seine Worte.
Ein lautes Zischen war zu vernehmen.
Hinter Sid Mayo.
Er kreiselte herum und sah die Feuerzunge, die nach seinem Bein leckte. Mit einem erschrockenen Sprung brachte er sich vor ihr in Sicherheit. »Verdammt!« entfuhr es ihm. »Mo hat die Wahrheit gesagt!«
Eine weitere Flamme züngelte aus der Erde. Und noch eine.
Immer mehr wurden es. Sie erloschen nicht wieder, sondern wuchsen in die Höhe.
Ab und zu sahen sie wie Hände aus, die nach den Männern fassen wollten. Mo Perkins, Sid Mayo und die andern drängten sich in der Mitte des Hinterhofes zusammen.
Immer höher wurden die Flammen.
Und dichter.
Das Feuer wuchs zusammen, bildete eine helle Flammenwand, die die Männer bald nicht mehr überblicken konnten.
»Habe ich euch nicht gewarnt, ihr Idioten!« schrie Mo Perkins.
»Habe ich nicht gesagt, wir sollen den Hof verlassen?«
»Wer weiß, ob wir das noch geschafft hätten«, gab Mayo zurück.
Die Männer waren ratlos. Wohin sie blickten – Feuer. Eine mörderische Hitze ging davon aus. Ein Knirschen, Knistern und Prasseln war zu hören.
Immer dichter drängten sich die Männer zusammen.

»Es ist ein Höllenfeuer!« stöhnte Mo Perkins.
»Wir müssen versuchen, es zu durchbrechen!« rief Mayo, der von allen noch die besten Nerven hatte.
»Das klappt nie!« behauptete Perkins.
»Wenn wir's nicht versuchen, gehen wir drauf!« sagte Mayo nüchtern. »Wer ist der erste?«
Niemand meldete sich.
»Dann bin es eben ich«, sagte Mayo.
»Die Flammen werden dich auffressen, Sid!« warnte Perkins.
»Wie es aussieht, tun sie das auch, wenn ich bloß hier stehen bleibe. Wenn ich aber die brennende Wand durchbrochen habe, gibt es vielleicht eine Fluchtmöglichkeit…«
»Hast du nicht!« behauptete Perkins.
»Wir werden es sehen.«
Sid Mayo spannte die Muskeln. Er wollte sich der Flammenwand entgegenwerfen. Perkins hatte die Absicht, den Freund zurückzuhalten, doch er brauchte es nicht zu tun, denn plötzlich öffnete sich der Feuerring.
Nur an einer Stelle!
Der Kreis klaffte auf. Ein schwarzer Spalt bildete sich. Frische, kühle Luft wehte den Männern entgegen. Gierig pumpten sie sie in ihre Lungen.
»Frei!« jubelte Mo Perkins. »Wir sind wieder frei!«
Die Freunde lachten erleichtert auf. »Von dem Spuk werden noch unsere Kindeskinder reden«, sagte einer von ihnen.
»Los, hauen wir ab!« schlug Sid Mayo vor. »Sonst schließt sich der Kreis am Ende wieder.«
Sie wollten sich in Bewegung setzen.
Da nagelte sie eine donnernde Stimme fest: »Halt!«
Perkins starrte Mayo verdattert an. »Wer war das?« fragte er kleinlaut.
»Keine Ahnung«, erwiderte Sid Mayo beunruhigt.
»Im Namen des Satans!« hallte die Stimme zwischen den alten Gebäuden.
Und dann trat ein Wesen in den Feuerschein, dessen Anblick den Männern das Grauen in die Glieder trieb.
Ein großes Skelett war zu sehen, das die Männer weit überragte.
Es war mit einer Generalsuniform bekleidet.
»Ko van Hoek!« preßte Mo Perkins überwältigt hervor.
»Der Satansgeneral«, ergänzte Sid Mayo.
»Er führt eine Razzia durch. Im Namen des Satans. Wir sind verloren…«

***

Zwei Skelette!
Und Eddie Morton kämpfte verzweifelt gegen sie. Ich warf mich sofort in das Geschehen. Meine Hand zuckte augenblicklich zur Silberkugelberetta. Aber die Knochenmonster ließen mir keine Zeit, die Waffe zu ziehen.
Während sich ein Skelett weiter um Morton kümmerte, nahm sich das zweite meiner an.
Ein wuchtiger Schlag mit der Knochenfaust beförderte mich aus dem Bad. Ich blieb mit den Hacken am Teppichrand hängen und schlug lang hin.
Das knarrende, klappernde Skelett warf sich auf mich.
Mit ausgestreckten Armen fiel es mir entgegen. Die Krallenhände wollten meinen Hals packen. Ich rollte zur Seite.
Im allerletzten Moment.
Das Skelett rammte die Fäuste in den Boden. Ich fegte die Arme, auf die mein gefährlicher Gegner sich stützte, zur Seite.
Der Knochenmann knallte auf den Teppich.
Ich federte hoch und warf mich auf seinen Rücken.
Blitzschnell packte ich seinen bleichen Knochenschädel.
Er versuchte, mich abzuwerfen, zog die Beine an, krümmte den Rücken und drehte sich knurrend. Doch ich ließ nicht los. Mir war sein wunder Punkt bekannt.
Ich mußte ihm das Genick brechen!
Schon drückte ich ihm mein Knie ins Kreuz. Den rechten Unterarm legte ich dem Knochenteufel quer auf den Halsknochen, und dann zog ich ihn hoch.
Mit aller Kraft.
Die Anstrengung trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Ich ließ nicht mehr locker. Ich wußte, daß ich es schaffen würde.
Das Skelett versuchte alles, um freizukommen. Aber selbst seine enormen Kräfte nützten ihm nichts.
Es schlug um sich.
Es warf sich zur Seite.
Wir wollten durch den Raum.
Und ich zog meinen Arm immer höher, während ich mit dem Knie dagegendrückte. Mit dem linken Arm half ich nach.
Das Knirschen, das ich endlich vernahm, war Musik für meine Ohren. Im nächsten Moment brach das Genick des Scheusals.
Ich hatte es geschafft.
Der Knochenmann streckte sich. Plötzlich war keine Kraft mehr in ihm. Die Arme, die er hochgerissen hatte, klapperten auf den Boden.
Er war erledigt.
Von ihm drohte keine Gefahr mehr.
Keuchend ließ ich von ihm ab. Vor mir lag nichts weiter als ein in

Unordnung geratenes Gerippe, mehr nicht.
Abgekämpft erhob ich mich.
Plötzlich ein Schrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ.
Morton! schoß es mir durch den Kopf.
Ich riß meine Beretta aus der Schulterhalfter und wollte dem Mann zu Hilfe eilen. Während des Kampfes war die Badezimmertür zugeknallt.
Ich beförderte sie mit einem Tritt zur Seite.
Meine Augen und meine Beretta suchten den Knochenmann.
Was sie fanden, war aber nicht das Skelett, sondern Eddie Morton.
Er lag in der Badewanne!
Seine Beine und die Arme hingen heraus. Die weiße Wanne und die Fliesen waren mit Blut bespritzt.
Eddie Morton starrte mich mit glasigen Augen an. »Sinclair! Er hat mich…!« Morton röchelte schauderhaft.
»Wo ist er?« keuchte ich.
»Weg. Durch das Fenster…«
»Ich rufe sofort einen Krankenwagen.«
»Den brauche ich nicht mehr, Sinclair. Mit mir geht es zu Ende. Ich spüre es…«
»Unsinn, Morton…«
»Ich bin sicher, daß auch mein Vetter nicht mehr lebt. Und nun haben die Rekruten des Satansgenerals mich geholt. Wie hatte ich nur annehmen können, in London vor ihnen sicher zu sein? Was ist mit dem andern…?«
»Den habe ich erledigt«, sagte ich.
»Sie haben zwei Skelette ausgeschaltet. Das gibt Rache, Sinclair. Der Satansgeneral wird Sie auf seine Totenliste setzen. Genau wie mich und Boris Binns, weil wir es gewagt haben, ihm bei seinem Teufelsfest in der schwarzen Abtei zuzusehen.«
Ein heftiges Zittern ging durch Eddie Mortons Körper.
Er blutete stark.
»Die Schmerzen… Kaum auszuhalten …«, röchelte er. »Tun Sie mir einen Gefallen, Sinclair!«
»Welchen?«
»Machen Sie ein Ende. Sie haben eine Pistole…«
»Das dürfen Sie von mir nicht verlangen, Eddie.«
»Aber es tut so schrecklich weh…«
Ich hastete aus dem Bad. Vielleicht war er noch zu retten. Er gab sich zwar schon selbst auf, aber er konnte sich irren.
In großer Eile wählte ich die Nummer der Rettung.
Wenig später betrat ich das Bad wieder, um zu sehen, ob ich etwas für Eddie Morton tun konnte.
Sein Kopf war nach vorn gesunken. Er hatte die Augen geschlossen.

Erschrocken fühlte ich seinen Puls.
Da war nichts mehr. Ich hob ein Augenlid und stellte fest, daß sein Blick gebrochen war.
Die Rekruten des Satansgenerals hatten doch noch erreicht, was sie sich vorgenommen hatten. Und jetzt stand auch ich auf ihrer Liste.
Okay, ich war bereit, den Kampf zu bestreiten. Es machte mir nichts aus, die Herausforderung anzunehmen. Angesichts von Eddie Mortons Leiche brannte ich geradezu darauf, dem Satansgeneral zu begegnen und ihn zur Hölle zu schicken.
Daß ich damit gleichzeitig auch Asmodina eins auswischte, konnte mir nur recht sein.

***

Der Satansgeneral!
Er lachte höhnisch. »Die Hölle braucht Seelen! Also werde ich sie euch nehmen!«
Mo Perkins' nervöser Blick suchte nach einem Ausweg aus dieser schrecklichen Situation. Er wollte nicht sterben. Aber gab es noch eine Möglichkeit, dies zu verhindern?
Sie waren vom Feuer eingeschlossen, und da, wo die Flammen nicht prasselten, stand Ko van Hoek!
Konnte man den Satansgeneral überrennen?
Einer von Perkins' Freunden kam auf dieselbe Idee und führte sie auch sofort aus. Er hielt den nervlichen Streß nicht mehr aus.
Schreiend stürmte er los.
Der Satansgeneral wich keinen Schritt zur Seite. Eiskalt wartete er auf den Mann. Vier Schritte war er noch von ihm entfernt.
Der Verzweifelte beschleunigte sein Tempo, um mit mehr Wucht gegen den unheimlichen Offizier zu prallen.
Drei Schritte…
Der Mann rannte, so schnell er konnte.
Zwei Schritte…
Einer…
Der Mann wuchtete sich vorwärts. Er spannte die Muskeln, drehte sich, winkelte den rechten Arm an und wollte Ko van Hoek mit der hochgezogenen Schulter zur Seite stoßen.
Der Aufprall war so hart, daß der Mann vor Schmerz aufschrie.
Ihm war, als hätte er sich gegen einen Granitblock geworfen.
Und jetzt handelte der Satansgeneral.
Ein Faustschlag beförderte den Unglücklichen zu Boden. Aus.
Mo Perkins konnte nicht tatenlos dabei zusehen. »Du gottverdammter Dreckskerl!« brüllte er und hetzte auf Ko van Hoek zu.
»Mo!« schrie Sid Mayo. »Tu das nicht! Bleib stehen!«
Perkins hörte ihn nicht. Er sprang den Satansgeneral an. Wild schlug

er auf ihn ein. Ko van Hoek schüttelte ihn unwillig ab.

Perkins krallte seine Finger in die Uniform des Schrecklichen. Er riß sie auf und erblickte inmitten des knöchernen Brustkorbes die gefährliche Schwärze des Bösen.

Da hieb der Satansgeneral zu. Aber Perkins entging dem Treffer, indem er sich blitzschnell fallen ließ.

Kaum berührten Hände und Füße den Boden, rannte er auf allen vieren los, und was er kaum zu hoffen gewagt hatte, glückte ihm.

Er kam an Ko van Hoek vorbei.

Der Satansgeneral schloß die Uniform.

Sid Mayo traute seinen Augen nicht.

Mo Perkins schien das Unmögliche zu schaffen! Der unheimliche Offizier machte keine Anstalten, den Fliehenden zurückzuholen.

Mo kommt durch! hallte es in Mayos Kopf.

Konnte dasselbe nicht auch ihm gelingen? Er überlegte nicht lange, sondern handelte. Und er feuerte die Freunde an, es ihm gleichzutun. Einigkeit macht stark, heißt es.

Vielleicht auch im Kampf gegen einen Satansgeneral.

Sie stürmten auf Ko van Hoek ein.

Er rührte sich nicht von der Stelle. Seine Totenfratze grinste gemein. Er wußte, daß diese Männer verloren waren. Aber er ließ ihnen noch diese kleine Hoffnung.

Damit die Verzweiflung hinterher um so schrecklicher für sie war.

O ja, er hatte großen Spaß an diesem teuflischen Spiel.

Die Razzia im Namen des Satans würde ein voller Erfolg werden!

Sid Mayo lief vor den andern her. Aber er sollte Ko van Hoek nicht erreichen. In dem Augenblick, wo er es fast geschafft hatte, trat der Satansgeneral blitzschnell zurück.

Sofort schloß sich die Flammenwand, und Mayo prallte gegen sie, statt gegen den Schrecklichen.

Mayos Kleider fingen sofort Feuer.

Er schnellte von der Flammenwand zurück, deren Kern aus einem festen Material zu bestehen schien und ihn nicht durchgelassen hatte.

Er wirbelte im Kreis, schlug wie von Sinnen um sich, vermochte die Flammen jedoch nicht zu ersticken.

»Laß dich fallen!« rief ihm jemand zu.

Schon lag er auf dem Boden. Zwei Freunde warfen sich auf ihn und bekämpften die Flammen erfolgreich.

»Danke«, keuchte Sid Mayo.

Aber die Freunde hatten ihm nicht das Leben gerettet, denn ihrer aller Schicksal war schon längst besiegelt.

Jetzt merkten sie es.

Der Feuerring zog sich um sie zusammen. Jenseits der Flammenwand hörten sie den Satansgeneral grausam lachen.

Die Hitze nahm zu.
Sid Mayo und die andern ergaben sich in ihr Schicksal.
Bald war der Flammenkreis so eng, daß die Wände sie berührten.
Augenblicke später konnten die Männer den Flammen nicht mehr ausweichen. Todesschreie gellten markerschütternd durch den Hinterhof.

***

Als der Krankenwagen eintraf, ließ ich die Leute ein.
»Wo ist der Verletzte?« fragte der Rettungsarzt. Ein Mann mit getönter Brille und weißem Haar.
Ich hob die Schultern. »Sie kommen leider zu spät. Morton lebt nicht mehr, Doc.«
»Was dagegen, wenn ich ihn mir trotzdem ansehe?«
»Selbstverständlich nicht.«
Als die beiden Krankenträger und der Arzt das Skelett auf dem Teppich im Wohnzimmer liegen sahen, blieben sie wie angewurzelt stehen.
Sie schauten mich entgeistert an.
»Was ist denn das?« fragte der weißhaarige Doktor verdattert.
»Das ist jedenfalls nicht Mr. Morton«, erwiderte ich. »Der liegt im Bad in der Wanne.«
»Und das hier?«
»Erkläre ich Ihnen später. Sehen Sie sich zuerst Morton an«, schlug ich vor.
Die drei Männer verschwanden im Bad. Sie blieben genau fünf Minuten drinnen. Dann tauchten sie wieder auf.
Vielleicht hatten sie gehofft, ich würde das Skelett inzwischen wegräumen. Da es aber nach wie vor im Livingroom lag, erschraken sie darüber ein zweites Mal.
Diesmal allerdings nicht mehr so heftig.
»Kann ich eine Erklärung kriegen?« fragte der Rettungsarzt.
»Dazu muß ich ein bißchen weiter ausholen«, erwiderte ich und zückte meinen Ausweis. »Oberinspektor John Sinclair. Scotland Yard.«
»Aha«, machte der Arzt. »Ich bin Dr. Sallari.«
»Glauben Sie an Geister und Dämonen, Doktor?«
»Nun, ich denke, daß es zwischen Himmel und Erde mehr gibt, als uns unsere Schulweisheit träumen läßt.«
Ich nickte. »Dann werden Sie mich wohl nicht für verrückt halten, wenn ich Ihnen die folgende Geschichte präsentiere.«
Ich erzählte wahrheitsgetreu, was sich ereignet hatte. Dem Doc und seinen beiden Begleitern standen die Haare zu Berge.
»Das ist ja furchtbar, Mr. Sinclair«, sagte Dr. Sallari, nachdem ich geendet hatte. Er warf einen beunruhigten Blick auf das Gerippe.

»Daß so etwas überhaupt möglich ist. Unfaßbar.«
»Aber leider wahr.«
»Was werden Sie tun?«
»Erst mal werde ich meine Kollegen anrufen, damit sie sich um Eddie Morton und um diesen skelettierten Schurken kümmern.«
»Geh ich recht in der Annahme, daß Sie sich nach Hastings begeben werden?«
»Und wie Sie recht gehen«, sagte ich.
»Also, da kann man Ihnen wirklich nur Glück wünschen.«
»Das werde ich brauchen«, erwiderte ich und ging zum Telefon.
Diesmal rief ich die zuständige Mordkommission an.

***

Mo Perkins rannte um sein Leben.
Er wußte nicht, wohin er laufen sollte. Er hetzte einfach aus dem Hinterhof und dann die Straße entlang. In seiner grenzenlosen Erregung verlor er völlig die Orientierung. Vielleicht wollte er nach Hause laufen, aber ob das der richtige Weg war, wußte er nicht.
Er war fix und fertig.
Sid Mayo und die anderen Freunde fielen ihm ein.
Er wünschte sich, daß auch ihnen die Flucht gelingen würde.
So wie ihm!
Aber war sie ihm schon gelungen? War er bereits in Sicherheit?
Gab es überhaupt einen Ort, an dem man sich vor dem Satansgeneral sicher fühlen konnte?
Ja! O ja! So einen Ort gab es!
Die Kirche!
Zum erstenmal blickte sich Mo Perkins um, und er erkannte zu seiner großen Freude, daß er zufällig den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Zwei Straßen weiter war die Kirche.
Das konnte er schaffen. Trotz des schmerzhaften Seitenstechens, das ihn quälte. Gott, wann war er zum letztenmal gerannt? Das war schon nicht mehr wahr. Kein Wunder eigentlich, daß er falsch atmete und das Gefühl hatte, nicht vom Fleck zu kommen.
Dabei wäre es gerade jetzt besonders wichtig gewesen, das Gotteshaus so schnell wie möglich zu erreichen.
Die Kirche war seine einzige Rettung.
Erst wenn das Tor sich hinter ihm geschlossen hatte, wenn er den heiligen Ort betreten hatte, darin konnte er erleichtert aufatmen.
Vorher nicht.
Er keuchte an geschlossenen Fenstern vorüber. Hastings hatte sich schon lange zur Ruhe begeben. Die Menschen schliefen und hatten keine Ahnung, was für grauenvolle Dinge sich außerhalb ihrer vier Wände abspielten.

Am liebsten hätte Mo Perkins sie alle wachgeschrien. Aber er mußte mit seiner Luft haushalten, sonst reichte sie nicht mehr bis zur Kirche.

Eine Straße nur noch.

Perkins fragte sich, was der Satansgeneral inzwischen mit seinen Freunden angestellt hatte.

Er darf sie nicht umbringen! pochte es in seinem Kopf. Er darf ihnen ihre Seelen nicht nehmen. Dazu hat er kein Recht.

Perkins lief an der grauen Gebäudefassade entlang. Endlos lang kam sie ihm vor. Er hielt sich nur noch mit großer Mühe auf den Beinen.

Er war so sehr entkräftet, daß er befürchtete, jeder Schritt könnte sein letzter sein. Dann würde er umfallen.

»Alles, nur das nicht!« stöhnte der verzweifelte Mann.

Er mobilisierte die letzten Kraftreserven.

»Du mußt es schaffen! Du kannst es schaffen! Beiß, die Zähne zusammen!« redete er sich zu.

Und er lief weiter. Taumelnd. Aber er blieb nicht stehen.

Als er endlich die Ecke des Gebäudeblocks erreichte, baute ihn die Hoffnung noch einmal auf. Neue Kräfte flossen in seine Beine.

Er konnte wieder schneller laufen.

Dort war die Kirche. Ein kleines Gotteshaus mit zwei Türmen und einer verwitterten Vorderfront. Jede Woche machte der Pfarrer von der Kanzel aus die gläubige Schar darauf aufmerksam, daß es höchste Zeit wäre, die Kirche zu renovieren. Aber das Geld, das bei der Kollekte danach zusammenkam, reichte nicht aus, um dieses teure Vorhaben in nächster Zeit in Angriff nehmen zu können.

Es gab einen kleinen Platz vor der Kirche.

Stufen führten zum Tor hinauf.

Mo Perkins rannte darauf zu.

Er wußte, daß das Gotteshaus auch bei Nacht niemals geschlossen war. Hier gab es keine wertvollen Dinge, die vor Dieben verschlossen werden mußten, wie es in anderen Gotteshäusern der Fall war. Und der Pfarrer stand auf dem Standpunkt, daß der Mensch rund um die Uhr zu Gott gelangen sollte.

Auch nachts, wenn es dringend war.

Perkins’ Atem rasselte.

Er erreichte den Kirchenplatz.

Jetzt brauchte er nur noch die Stufen zurücklegen, dann…

Doch der Satansgeneral hatte vorgesorgt, daß Mo Perkins sein Ziel nicht erreichen konnte.

Eine kleine Flamme hatte sich von der im Hinterhof lodernden Fackel gelöst. Sie war hinter Perkins hergerast, ohne daß er es mitgekriegt hätte.

Während sie ihre Bahn durch die nächtliche Straße zog, wurde sie breiter und länger, und als Mo Perkins beim Kirchenplatz anlangte,

war das Satansfeuer bereits dicht über ihm.
Voller Hoffnung setzte er seinen Fuß auf die erste Stufe.
Da vernahm er das unheimliche Brausen.
Erschrocken warf er sich herum.
Die Flamme war über ihm.
Sie wurden zu einer brennenden Hand!
Sie faßte augenblicklich nach ihm, legte sich heiß auf sein Gesicht.
Mo Perkins brüllte auf. Er ließ sich fallen, doch die Hand ließ ihn nicht mehr los. Während sich ihre Finger fest um seinen Kopf schlossen, schlang der Arm sich mehrmals um seinen Körper.
Die Hitze, der gewaltige Druck, den die Feuerpranke auf Mo Perkins ausübte, vernichteten den unglücklichen Mann innerhalb weniger Sekunden.
In einer einzigen Nacht hatten fünf Menschen in Hastings ihr Leben verloren. Und Schuld daran trug Ko van Hoek, der Satansgeneral!

***

Ich mußte nach Hastings fahren.
Hastings – in der Nähe von Brighton. Dazu fiel mir ein Fall ein, der noch nicht lange zurücklag und der mich ebenfalls in diese Gegend geführt hatte. Genau: nach Southwick. Dort hatte ich gegen Dworsch, den Rattendämon, einen erbitterten Kampf auszutragen gehabt. Damals waren Jane Collins, meine Freundin, sowie Suko mit seiner Freundin Shao mit von der Partie gewesen. Sie hatten alle nichts zu lachen gehabt.
Wie würde die Fahrt Richtung Brighton diesmal enden?
Ich erhoffte mir einen Sieg über Ko van Hoek, das war klar.
Aber konnte ich ihn auch erringen?
Nachdem die Mordkommission eingetroffen war, informierte ich die Beamten kurz und räumte dann das Feld.
Gott, was war aus diesem Abend geworden? Ich hatte auf dem kürzesten Wege nach Hause fahren wollen, weil ich vor Müdigkeit kaum noch die Augen offenhalten konnte.
Dann war mir Slim Snyder in die Quere gekommen.
Ihn hatte Eddie Morton abgelöst.
Und von meiner Müdigkeit war nichts mehr vorhanden.
Aber ich fuhr trotzdem nach Hause.
Als ich wenig später in der Tiefgarage meines Hauses aus dem Bentley stieg, vernahm ich das leise Kichern eines Mädchens.
Ich warf den Wagenschlag zu und trabte in Richtung Lift los. Um das Girl wollte ich mich nicht kümmern. Vielleicht beschäftigte sich gerade ein Mann intensiv mit ihr, was ihr bestimmt sehr gut gefiel.
Ich wollte dabei auf keinen Fall stören.
Als ich um die Betonsäule bog, die mir den Blick auf die Fahrstuhltür

genommen hatte, sah ich das Mädchen.

Sie kicherte wieder, war nicht allein, sondern in Begleitung eines muskulösen Hünen, und dieser Hüne war mein Freund Suko.

Demnach konnte das zierliche Persönchen an seiner Seite nur Shao sein, denn Suko war kein Don Juan, und er war seiner hübschen Shao treu.

Ich sah beide nur von hinten.

Sie warteten auf den Lift. Das traf sich gut. Ich hatte sowieso vorgehabt, mit meinem Partner über den neuen Fall zu sprechen.

Gestern hatten sie mir beiläufig erzählt, daß sie von irgendeinem chinesischen Kulturattaché zur Party eingeladen worden wären.

Die Party schien heute gelaufen zu sein.

Und Shao hatte wohl ein bißchen zu tief ins Glas geguckt, was an und für sich kein Malheur ist, wenn es nicht zur Gewohnheit wird.

Aber das war bei der attraktiven Chinesin nicht zu befürchten.

Suko war stocknüchtern. Er machte sich nicht viel aus Alkohol.

Ab und zu war er einem Drink zwar nicht abgeneigt, aber vom richtigen Zulangen hielt er nicht viel.

»Na, ihr beiden«, sagte ich.

Sie drehten sich um.

»John!« sagte Shao. Sie kicherte und hielt sich dabei die Hand vor Mund und Nase.

»Was ist an mir so komisch?« fragte ich.

»Nichts. Oh, John, sei mir bitte nicht böse. Ich bin einfach bester Laune.«

»Beschwipst nennt man das«, stellte Suko richtig.

»Der Champagner war köstlich. Ich mußte mir noch ein zweites Glas nehmen.«

»Zählen kann sie auch nicht mehr«, brummte Suko.

»Wie viele Gläser waren es denn?« erkundigte ich mich.

»Zwei«, beharrte Shao mit schwerer Zunge. »Verflixt, wo bleibt denn nur der Lift so lange? Ist die Kabine im siebten Himmel steckengeblieben?«

Suko warf einen Blick auf die Etagenanzeige. »Kommt schon. Gleich ist die Kabine da.«

»Ich bin müde. Ich will ins Bett«, sagte Shao.

»Das wird für dich wohl das beste sein.«

»Oh, John. Wir haben getanzt. Ein Traum war das.«

Niemand würde meinem gewichtigen Freund ansehen, daß er leicht wie eine Feder sein konnte.

»Dann war die Party also ein voller Erfolg«, sagte ich.

»Das kann man behaupten. Nicht wahr, Suko?«

Der Fahrstuhl kam in der Tiefgarage an. Shao hakte sich bei mir und Suko unter und betrat mit uns die Kabine.

»Praktisch, daß wir Tür an Tür wohnen, nicht wahr?« sagte Shao.
»Sehr praktisch«, bestätigte ich.
Die bildhübsche Chinesin schüttelte ihr langes blauschwarzes Haar zurück. Sie trug ein gelbes Chiffonkleid, das verführerisch raschelte, wenn sie sich bewegte.
Wir fuhren zu unserer Etage hoch.
Ich half Suko, das Mädchen in die Wohnung zu bringen.
»Kann ich dich nachher noch sprechen?« fragte ich ihn.
Er nickte. »Ich komme dann zu dir rüber. Wenn ich hier fertig bin.« Danach verschwand er mit Shao im Schlafzimmer.
»Schlaf recht süß und träum was Schönes!« rief Shao hinter der Tür. Sie kicherte wieder.
»Hoffentlich schläfst du bald«, hörte ich Suko brummen.
»Gehe ich dir auf die Nerven, Darling?«
»Irgendwie schon. Aber ich werde darüber hinwegkommen.«
Ich verließ das Appartement.
Zehn Minuten später ließ ich Suko herein. »Pffft!« machte er.
»Dieses Mädchen kann ganz schön strapaziös sein.«
»Alle Mädchen können das.«
»Shao besonders.«
»Du hast wirklich getanzt?«
»Warum nicht?« fragte Suko. »Ich habe allen die Schau gestohlen.«
»Das kann ich mir vorstellen. Der chinesische Bud Spencer auf dem Tanzparkett, das ist schon eine Wucht.«
Sukos Pfannkuchengesicht verfinsterte sich. »Hast du mir sonst noch was zu sagen?«
»Setz dich.«
»Ich habe nicht vor, lange zu bleiben.«
»Setz dich trotzdem.«
»Na schön, wenn ich dir damit eine Freunde mache.«
»Was zu trinken?«
»Vielen Dank. Ich bin nüchtern, und ich bleibe nüchtern. Bist du vorhin eben erst vom Yard nach Hause gekommen?«
»Auf Umwegen. Ja.« Ich berichtete meinem Partner, was sich ereignet hatte. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich erneut. Jetzt blickte er grimmig.
»Du wirst nach Hastings fahren, richtig?« fragte Suko.
»Ich dachte, wir beide würden…«
»Bin schon überredet«, sagte Suko. »Wann soll's losgehen?«
»Ich klingle morgen früh bei dir.«
»Einverstanden. War das alles?«
»Vorläufig ja.«
»Dann horchte ich mal ganz schnell an der Matratze, um für morgen in Form zu kommen«, meinte Suko. Er erhob sich, wünschte mir eine

erholsame Nacht und begab sich nach nebenan.

Ich entkleidete mich und begab mich ins Bad. Immerzu kreisten meine Gedanken um Eddie Morton, dem ich nicht helfen konnte.

Natürlich dachte ich auch an den Satansgeneral Ko van Hoek und an dessen gefährliche Rekruten.

Wie viele standen ihm zur Verfügung?

Wie viele hatte er nach London geschickt?

Ich hatte Schwierigkeiten, abzuschalten, mußte mir mit autogenem Training helfen, um im Bett schließlich Ruhe und den ersehnten Schlaf zu finden.

Tags darauf war ich schon um sieben aus den Federn. Nachdem ich gefrühstückt hatte, spulte ich ein kleines Fitneßprogramm ab und fühlte mich hinterher prächtig.

Nicht so Shao.

Als ich – wie abgemacht – bei Suko klingelte, öffnete sie mir mit einem Eisbeutel auf dem Kopf. Sie verzog das Gesicht und fragte vorwurfsvoll: »Konntest du denn nicht leiser klingeln?«

»Sag das eurer Klingel«, gab ich lächelnd zurück. »Ist Suko fertig?«

»Er steht unter der Dusche. Ihr wollt nach Hastings?«

»Ja. Kommst du mit?«

»In meinem Zustand?«

Ich grinste. »Weißt du, wie das heißt, was du hast? Kater nennt man das. Und es scheint ein ziemlich ausgewachsenes Tier zu sein. Ja, ja. Am Morgen büßt man für die Sünden der Nacht.«

»Ich bereue trotzdem nichts.«

»Dann ist es gut«, sagte ich.

20 Minuten später saßen Suko und ich im Bentley. Unser Ziel war Hastings.

***

Das Ferienlager südlich von Hastings hieß »Little Fox«. Jugendliche aller Altersgruppen und Gesellschaftsschichten fanden hier Aufnahme und vergaßen für vier Wochen ihr Zuhause.

Natürlich waren Mädchen und Jungs getrennt. Es lag sogar ein kleiner See zwischen den beiden Lagern.

Aber die, die zueinander finden wollten, kamen auch zueinander.

Little Fox war eine kleine Welt für sich. Heiterkeit und Unbekümmertheit herrschten vor.

Daß nicht weit vom Lager entfernt die Ruine der schwarzen Abtei aufragte, beunruhigte die Jugendlichen nicht.

Nur die Lagerleitung war über diese Nachbarschaft nicht sonderlich erbaut, und es war jedermann bei Strafe verboten, die schwarze Abtei aufzusuchen.

Yolanda Yale war 17. Ein frisches Mädchen mit dunkelbraunen

Augen, das gerne T-Shirts und Blue Jeans trug, aber keinen BH.
Sie wohnte bei ihren Eltern in London.
Genau wie Jimmy Sparv, in den sie mächtig verknallt war. Jimmy war ein großer gutaussehender Junge, dessen Eltern große Pläne mit ihm hatten. Deshalb waren sie auch so gegen die Freundschaft zwischen ihm und Yolanda.
Jimmy sollte einmal die Arztpraxis seines Vaters übernehmen.
Bis dahin war aber noch ein steiniger Weg zu beschreiten, und Jimmys Eltern waren der Meinung, daß er diesen Weg nur dann erfolgreich hinter sich bringen konnte, wenn ihm kein Mädchen den Kopf verdrehte.
Das war auch der Grund, weshalb sie ihn nach Little Fox schickten.
Weg von Yolanda, wie sie dachten.
Und er war gern gefahren.
Denn sie schickten ihn nicht fort von Yolanda, sondern ganz in ihre Nähe.
Auch Yolanda Yale war in Little Fox, und sie und Jimmy Sparv trafen sich fast täglich in einer kleinen versteckten Bootshütte unten am See.
Sie lagen auf Stroh.
Jimmy hatte zwei Dosen Cola mitgebracht, die tranken sie, und dazu rauchten sie Yolandas Zigaretten.
Das Mädchen streichelte zärtlich Jimmys Wange. »Was würden deine Eltern sagen, wenn sie uns so sähen?«
»Meinen Vater würde wahrscheinlich der Schlag treffen. Und Mutter würde einen hysterischen Anfall kriegen«, sagte Jimmy Sparv.
»Sie mögen mich nicht, stimmt's?«
»Sie mögen kein Mädchen. Dich nicht. Niemand darf mir den Kopf verdrehen. Ich bin zum Büffeln auf der Welt und zu sonst gar nichts.«
»Kann man mit ihnen denn nicht vernünftig reden?«
»Vernünftig? Dieses Wort kann ich schon nicht mehr hören. Meine Eltern behaupten nämlich immer, daß man mit mir nicht vernünftig reden könne.«
»Armer Jimmy. Wie wird das mit uns beiden noch enden?«
»Wir lassen uns von niemandem auseinanderbringen, Yolanda. Wir gehören zusammen. Niemand darf dich mir wegnehmen. Niemand!« Jimmy Sparv schlang seine Arme um das Mädchen und preßte es fest an sich.
»He!« keuchte Yolanda. »Willst du mich erdrücken?«
»Entschuldige«, sagte Jimmy und lockerte die Umklammerung.
Er küßte das Mädchen. »Wir werden unseren Weg gehen. Unbeirrbar. Und gemeinsam.«
»Wirst du mich noch mögen, wenn du erst mal Arzt bist und eine Menge Geld verdienst?«
»Was heißt mögen? Ich werde dich heiraten. Und ich werde dich

immer lieben. So wahr ich Jimmy Sparv heiße.«

»Nimm bloß den Mund nicht so voll.«

»Wieso?«

»Das war soeben ein Eheversprechen. Damit kann ich dich festnageln, wenn du aus dem Verband auszuscheren versuchst.«

»Das habe ich nicht vor.«

»Jetzt nicht. Aber bis du heiraten kannst, vergehen noch einige Jahre. Es könnte dir ein Vamp über den Weg laufen.«

»Ich bin blind. Ich habe nur Augen für dich. Wenn sich das ändern sollte, darfst du mir Zyankali in den Kaffee tun.«

»Red nicht so dummes Zeug«, sagte Yolanda und strich ihm das Haar aus der Stirn. »Ich brächte es nicht fertig, dir etwas zuleide zu tun. Dafür liebe ich dich viel zu sehr.«

»Wir werden Kinder haben, Yolanda.«

»Und wir werden sie nach Little Fox schicken«, sagte das dunkelhaarige Mädchen lachend. »Ist das nicht ulkig? Es kommen immer neue Menschen hierher.«

»Ob sich schon mal ein Pärchen in dieser Bootshütte getroffen hat?«

»Ich glaube schon. Sie ist dafür bestens geeignet«, sagte Yolanda.

»Aber die andern können nicht so verliebt gewesen sein wie wir beide.«

Sie preßte ihre vollen warmen Lippen auf Jimmys Mund.

Ein Geräusch riß die beiden auseinander.

Das Knacken eines Astes!

»Da schleicht jemand um die Hütte herum.«

»Wer kann das sein? Jemand vom Lager?«

»Kann dich jemand verpfiffen haben?« fragte Jimmy.

»Nein. Meine Freundinnen halten dicht.«

»Und von meinen Freunden weiß keiner, daß ich hier bin. Vielleicht ist es ein Spießer.«

»Wo sollte der denn herkommen?«

»Keine Ahnung. Ich seh mal nach.« Jimmy erhob sich.

Yolanda Yale faßte nach seiner Hand. »Wäre es nicht besser, wenn wir uns still verhielten? Vielleicht ist ein anderes Pärchen auf die gleiche Idee gekommen wie wir.«

Sie sprachen leise miteinander. Draußen waren ihre Stimmen nicht zu hören.

»Wir werden gleich wissen, was los ist«, sagte Jimmy Sparv.

»Du brauchst nicht den Helden zu spielen.«

»Quatsch. Wer will denn das?«

Yolanda erhob sich ebenfalls. Ihre Brauen zogen sich zusammen.

Sie nagte an der Lippe. »Ich habe kein gutes Gefühl, Jimmy.«

»Bin gleich wieder hier.«

»Laß mich nicht allein.«

»Zwei Minuten nur.«

Yolandas Blick richtete sich an Jimmy Sparv vorbei auf ein schmales Fenster. Plötzlich weiteten sich ihre Augen. Ein fassungsloser Ausdruck prägte sich in ihr Gesicht.

»Jimmy!« hauchte sie.

Er wirbelte herum, sah nichts. »Was ist? Hast du was gesehen, Yolanda?«

Das Mädchen nickte verstört.

»Einen Kerl?« fragte Jimmy Sparv.

»Es… es war ein … Du wirst es nicht glauben, Jimmy.«

»Sag es trotzdem.«

»Es war ein Totenkopf!«

Jimmy Sparv ballte die Hände. »Da erlaubt sich jemand mit uns einen dummen Scherz. Dem werde ich solche Späße austreiben.«

Er benützte nicht die kleine Holzleiter, die man hochklettern mußte, um dorthin zu gelangen, wohin er sich mit Yolanda Yale zurückgezogen hatte, sondern sprang die eineinhalb Meter hinunter.

Draußen wischte – oder kratzte – etwas über die morsche Bretterwand.

Jimmy schaute sich nach einem handlichen Gegenstand um, mit dem er sich bewaffnen konnte. Der Stiel eines abgebrochenen Ruders schien ihm dafür bestens geeignet zu sein, er lag gut in der Hand.

Jimmy ließ den »Knüppel«, auf und ab wippen. »Na warte!« knirschte er und eilte zur Tür.

Er öffnete sie vorsichtig. Der Kerl, der Yolanda mit dieser Totenkopfmaske erschreckt hatte, sollte nicht vorzeitig gewarnt werden.

Langsam zog er die Tür auf.

Der Wald reichte bis zum See hinunter. Wie ein riesiger Schirm spannten sich die Baumkronen über das Bootshaus und ließen kaum einen Sonnenstrahl durch. Jimmy lauschte.

Nichts.

Kein Geräusch.

Das bedeutete jedoch noch lange nicht, daß sich der Kerl bereits verdrückt hatte. Es gab genügend Büsche, hinter denen er sich versteckt haben konnte.

Jimmy Sparv trat aus der Bootshütte. Er schlich an der Holzwand entlang, linste um die Ecke. Auch hier war niemand.

Der Junge begann daraufhin die nähere Umgebung des Bootshauses abzusuchen. Nahe beim See – im sandigen Boden – fand er seltsame Spuren.

Die Spuren eines skelettierten Fußes!

»Die Maske muß über komplett sein«, brummte Jimmy. Er folgte den Spuren, doch schon nach wenigen Metern wurde der Boden steinig,

und die Spuren waren nicht mehr zu sehen.
Sobald Jimmy Sparv sicher war, daß sich niemand mehr in der Nähe der Bootshütte befand, kehrte er zu seiner Freundin zurück.
Yolanda kauerte auf dem Boden. Sie umklammerte ihre Knie mit den Armen und hatte den Kopf furchtsam gesenkt.
Sie zitterte, als würde sie frieren.
Ihre Angst war so groß, daß sie Jimmy nicht kommen hörte. Als er nun das Wort an sie richtete, zuckte sie wie unter einem Peitschenhieb zusammen.
»Alles okay«, hatte Jimmy Sparv gesagt.
Sie blickte ihn ungläubig an. »Das sagst du nur, um mich zu beruhigen.«
»Es ist wahr. Der Kerl ist abgehauen. Ein idiotischer Spaßvogel.«
»Du glaubst, das war einer aus dem Lager?«
»Natürlich. Du etwa nicht?«
»Vermutest du, daß der Totenkopf eine Maske war?«
»Was soll es denn sonst gewesen sein?« fragte Jimmy Sparv.
»Denk an die schwarze Abtei. Dort soll es spuken.«
»Ammenmärchen. Die werden in Little Fox verbreitet, damit sich niemand zu weit vom Lager entfernt. Glaubst du etwa die kursierenden Schauergeschichten?«
»Und ob.«
»Blödsinn.«
»Jimmy, was ich vorhin gesehen habe, war bestimmt keine Maske.«
Der Junge winkte ab. »Ich denke, in dem Punkt werden wir zu keiner Einigung kommen. Versuch nicht mehr daran zu denken. Der Spuk ist vorbei. Wir sind wieder allein. Sprechen wir von erfreulicheren Dingen.«
»Du hast vielleicht Nerven. Mir sitzt der Schock noch tief in den Gliedern, und du verlangst von mir, ich soll nicht mehr daran denken.« Yolanda erhob sich.
Jimmy Sparv wollte ihr das Gefühl von Geborgenheit und Schutz vermitteln, indem er sie in seine Arme nahm.
Doch sie sträubte sich. »Laß das jetzt bitte. Ich bin nicht mehr dazu in Stimmung.«
»Was möchtest du tun?«
»Ich würde die Hütte gern verlassen.«
Jimmys Brauen zogen sich zusammen. »Wenn ich herauskriege, wer dich so erschreckt hat, dann knöpf ich ihn mir vor, das schwöre ich dir.«
Er half Yolanda beim Hinunterklettern.
Wenig später traten sie aus der Bootshütte. Ein vollkommen friedlicher Wald umgab sie. Leise rauschte der Wind in den Wipfeln. Vom See her wehte eine frische, gute, angenehme Luft.

»Ich begleite dich ein Stück«, entschied Jimmy Sparv. Normalerweise trennten sie sich immer hier.

»Man sollte uns nicht zusammen sehen«, sagte Yolanda Yale.

»Das wird man nicht. Ich kehre rechtzeitig um.«

Hand in Hand gingen sie durch den Wald. Als die ersten Blockhütten sichtbar wurden, blieben sie stehen.

»Dieselbe Zeit – dieselbe Stelle… morgen?« fragte Jimmy Sparv.

Yolanda nickte. »Ich werde da sein.«

»Ich freu' mich.«

»Ich auch.« Jimmy hauchte seiner Freundin einen Kuß auf die Lippen. »Einen schönen Tag noch, Kleines.«

»Wünsch' ich dir auch.«

Jimmy Sparv wandte sich um.

Plötzlich gellte ein Entsetzensschrei im Mädchenlager auf.

Und dann überstürzten sich die Ereignisse…

***

Yolanda Yale dachte sofort wieder an den Totenschädel, den sie gesehen hatte. Der Spuk mußte im Mädchenlager aufgetaucht sein.

Ein weiterer Schrei gellte.

»Da passiert etwas Furchtbares!« stieß Yolanda bestürzt hervor.

Immer mehr Schreie waren zu hören.

Yolanda reagierte darauf kopflos. Sie begann zu laufen. Aber sie rannte nicht vom Lager weg, sondern darauf zu.

»Yolanda!« rief ihr Jimmy Sparv nach. »Yolanda, komm zurück!«

Das Mädchen schien ihn nicht zu hören. Sie war außer sich, wußte nicht, was sie tat. Eine innere Stimme befahl ihr, zu dem Blockhaus zurückzukehren, in dem sie mit ihren Freundinnen wohnte.

Sie wollte sich da mit den anderen Mädchen einschließen. Es war ihr zu unsicher im Wald. Trotz Jimmys Schutz.

Der Junge lief ihr nach.

Jetzt war es ihm egal, ob die Lageraufsicht erfuhr, daß Yolanda sich mit ihm getroffen hatte.

Ihm war nur noch Yolandas Sicherheit wichtig.

Sie erreichte den Waldrand. Gleich das erste Blockhaus rechts, dort wohnte sie.

Immer mehr Mädchen fingen an zu schreien. Yolanda Yale hatte keine Ahnung, warum sie schrien. Sie hatte nur ihre Vermutung.

Einen winzigen Moment blieb sie stehen. Dadurch gelang es Jimmy Sparv, sie einzuholen. Er packte ihre Schultern und drehte sie herum.

»Bleib bei mir. Ich beschütze dich.«

Yolanda blickte ihn nervös an. »Jimmy, wenn dich jemand sieht…«

»Das kümmert mich jetzt nicht.«

»Du mußt weggehen.«

»Ich weiche nicht von deiner Seite!«

Zwischen den Blockhäusern war kein einziges Mädchen zu sehen. Wie leergefegt wirkte das Lager. Auch die Betreuer ließen sich nicht blicken.

Und die verzweifelten Schreie rissen nicht ab.

Sie kamen aus einem Blockhaus, das nahe der Straße stand, die nach Hastings führte. Yolanda richtete ihren Blick dorthin.

Im selben Moment versteifte ihr Körper. Auch Jimmy Sparv sah, was seine Freundin so sehr erschreckte: Zwei Skelette waren es, die gewaltsam in das Blockhaus einzudringen versuchten.

»Heilige Madonna!« stieß der Junge verdattert hervor.

»Ist das eine Maske?« fragte Yolanda erschüttert.

»Nein. Du hast recht. Der Totenschädel, der dich im Bootshaus erschreckt hat, war echt. Verdammt noch mal, wieso hilft denn keiner den Mädchen?«

Die beiden Knochenmänner warfen sich vehement gegen die Tür.

Das Krachen war im ganzen Lager zu hören.

Die Tür hielt dem Ansturm nicht lange stand. Als sie aufbrach, schoß es Yolanda durch den Kopf, daß die schreienden Mädchen nun verloren waren.

Die Rekruten des Satansgenerals drangen in das Gebäude ein.

Jimmy Sparv konnte dabei nicht tatenlos zusehen.

Er wollte helfen.

Doch in dem Moment, wo er losrennen wollte, tauchten hinter dem Blockhaus, in dem Yolanda wohnte, zwei weitere Gerippe auf.

Er packte Yolanda Yale und zog sie hinter sich.

Yolandas Freundinnen begannen nun ebenfalls vor Angst und Entsetzen zu schreien. Jimmy drängte Yolanda zurück.

Die Gerippe schickten sich an, die verbarrikadierte Tür aufzubrechen. Schon nach dem ersten Rammstoß hielten es die Mädchen im Blockhaus nicht mehr aus. Sie sprangen aus den Fenstern.

Jetzt quollen aus allen Blockhäusern die Mädchen. Verstört rannten sie kreuz und quer. Einige versuchten, sich im Wald zu verstecken. Andere wollten Schutz bei den Betreuern finden.

Es herrschte ein furchtbares Tohuwabohu.

Yolanda löste sich von Jimmy.

Er merkte es nicht gleich, visierte ein Skelett an.

Der Knochenmann stürmte mitten in die schreiende Menge hinein und schnappte sich das erstbeste Mädchen.

Seine bleichen Arme preßten die Unglückliche an seinen skelettierten Brustkorb. Sie drehte und wand sich. Sie schrie und tobte. Sie schlug verzweifelt um sich.

Doch der Schreckliche ließ sie nicht los.

»Hilfe!« kreischte das Mädchen. »So helft mir doch! Ich will nicht

sterben!«
Aber niemand hatte den Mut, ihr beizustehen.
Niemand außer Jimmy Sparv.
Er erblickte eine Holzbank. Sie stand an der Südseite eines Blockhauses, hatte keine Lehne. Blitzschnell schwang er sie hoch.
Das Skelett wollte das Mädchen forttragen.
Jimmy Sparv rannte keuchend hinter dem Gerippe her. Und dann schlug er zu. Mit aller Kraft. Die Bank war schwer und massiv.
Sie landete auf dem Schädel des skelettierten Räubers.
Der Rekrut des Bösen stolperte. Seine Arme öffneten sich. Das Mädchen fiel zu Boden, rollte herum, sprang sofort wieder auf und hetzte davon.
Wütend kreiselte das Skelett herum.
Aus schwarzen Augenhöhlen starrte es Jimmy Sparv haßerfüllt an. Der Junge wich zurück. Der Rekrut des Satansgenerals folgte ihm.
Jimmy riß die Bank hoch, und als das Gerippe ihn attackieren wollte, wehrte er sich erneut.
Wieder traf er.
Der Knochenmann taumelte zwei Schritte zurück. Seine Krallenhände packten die Bank und schleuderten sie zur Seite.
Jimmy Sparv war nicht so leichtsinnig, sich zum Kampf zu stellen. Er kreiselte augenblicklich herum und rannte davon.
Zwischen den Mädchen tauchten nun auch Männer auf. Jimmy Sparv erkannte Forrest Storm, den Lagerleiter.
Er versuchte verbissen, Ordnung in das Chaos zu bringen. Seine Absicht, die Flucht der Mädchen zu organisieren, war vergebens.
Jede versuchte, sich auf ihre Weise in Sicherheit zu bringen.
Keine horchte auf die Anweisungen der Betreuer, denen es geglückt war, zwei Skelette in jenes Blockhaus einzuschließen, in das sie eingedrungen waren.
Den Mädchen, die darin wohnten, war es gelungen, durch die Fenster die Flucht zu ergreifen.
Polizeifahrzeuge trafen ein.
Drei, vier zählte Jimmy Sparv.
Die Polizisten sprangen aus den Wagen und zogen ihre Waffen.
Ein Inspektor schrie seine Befehle mit scharfer Stimme.
Die Mädchen wurden abgedrängt.
Jimmy Sparvs Kopfhaut zog sich plötzlich zusammen. »Yolanda!« stieß er aufgeregt hervor. »Yolanda!« Er sprang hoch, suchte das Mädchen, konnte es nirgendwo sehen.
Er drängelte sich durch die Mädchenmenge.
»Ich suche Yolanda Yale. Hat jemand sie gesehen?«
Niemand antwortete ihm.
Inzwischen hatten die Polizisten das Blockhaus umstellt.

»Yolanda!« schrie Jimmy Sparv. Er befürchtete das Schlimmste.
Nervös rempelte er die vielen Mädchen zur Seite. »Yolanda!«
Auf seinem Weg durch die Menge geriet er an Forrest Storm. Der große, hagere Mann blickte ihn ärgerlich an. »Was suchst du denn hier? Du gehörst nicht hierher!«
»Ich suche Yolanda Yale. Sie ist verschwunden.«
»Mach, daß du in dein Lager kommst, sonst gibt es eine Disziplinarstrafe.«
»Ich gehe erst, wenn ich weiß, daß Yolanda okay ist!«
Schüsse fielen.
Ein Skelett stürmte klappernd aus dem Blockhaus. Die Polizistenwaffen richteten sich sofort auf die Knochengestalt.
Ein ohrenbetäubendes Krachen folgte. Zahlreiche Kugeln trafen den Knochenmann. Sie stießen ihn hin und her. Aber sie vermochten ihn nicht zu vernichten. Das zweite Skelett tauchte auf.
Gemeinsam sprengten sie den Polizistenring.
Mühelos.
Wer sich ihnen in den Weg stellte, wurde von ihren harten Fäusten aus dem Weg geräumt. Niemand konnte sie daran hindern, daß sie sich zurückzogen. So jäh, wie sie im Lager aufgetaucht waren, verschwanden sie auch wieder.
Forrest Storm war nun stärker bemüht, Ordnung zu schaffen.
Seine Mitarbeiter gingen ihm dabei redlich zur Hand. Sie faßten die verstörten Mädchen in kleineren Gruppen zusammen, um einen Überblick über die Situation zu kriegen.
Und Jimmy Sparv suchte immer noch seine Freundin.

***

Suko dehnte seine Glieder. »Noch weit bis Hastings?«
»Wir müssen gleich da sein. Riechst du noch nicht das Meer?«
»Nein.«
»Ich auch nicht«, sagte ich lächelnd.
Am linken Straßenrand stand ein Wegweiser, der uns darauf aufmerksam machte, daß es nach 200 Yards links zum Ferienlager »Little Fox« abging.
»Ich beneide die Kinder, die hier ihre Ferien verbringen«, sagte Suko. »Hier wird noch echte Romantik geboten.«
»Ich kann ja mal versuchen, dich unterzubringen«, meinte ich.
»Bin ich dafür nicht ein bißchen zu groß?«
»Nicht, wenn du auf den Knien herumrutschst.«
Suko lachte herzlich. Obwohl wir wußten, daß uns in Hastings kein Honiglecken erwartete, war unsere Laune gut.
Aber das änderte sich schlagartig.
Denn plötzlich hörten wir Schüsse. Im Ferienlager! Und hysterisches

Mädchengeschrei. Daran konnte ich nicht einfach vorbeifahren. Ich erachtete es als meine Pflicht, mich darum zu kümmern.

Ich bog links ab.

Von weitem schon sahen wir die Polizeifahrzeuge.

Augenblicke später gerieten wir in ein Chaos, das kaum noch zu überbieten war. Panik in allen Gesichtern. Grauen. Namenlose Angst.

Wir brauchten keine Hellseher zu sein, um sofort zu wissen, was in diesem Lager lief.

Mein chinesischer Freund und ich hasteten zwischen den Blockhäusern hindurch. Ich hatte bereits meine Beretta in der Hand.

Suko zog seine Waffe gleichfalls.

Die Schüsse verstummten. Ich sah einen Polizisten, dessen Gesicht blutverschmiert war. Er taumelte. Ein Kollege nahm sich seiner an, führte ihn zu den Fahrzeugen.

Und dann sah ich ein Skelett!

Suko und ich waren bestens aufeinander eingespielt. Es bedurfte in solchen Situationen niemals vieler Worte.

Ein Blick genügte.

Wir trennten uns.

Der Knochenmann verschwand hinter einem Busch. Ich beschrieb einen Bogen und pirschte mich an die Stelle heran. Blätter zitterten. Aha, dachte ich. Er erwartet dich.

Okay, ich war nicht zu feige, ihm entgegenzutreten. Fünf Yards war ich noch von dem Busch entfernt.

Ich machte mich auf einen Angriff gefaßt.

Das Gerippe ließ sich noch nicht blicken, aber ich fühlte mit jeder Faser meines Körpers, daß es da war.

Meine Nerven waren straff gespannt.

Irgendwo in der Nähe war auch Suko. Es war unsere Absicht, das Skelett in die Zange zu nehmen.

Zwischen den Zweigen schimmerten mir schon die bleichen Knochen meines Gegners entgegen.

Ich hob die Silberkugelberetta. Das Ganze spielte sich keine hundert Yards von den Blockhäusern entfernt ab. Nach wie vor herrschte Lärm im Lager.

Ich machte den nächsten Schritt.

Da flitzte der Rekrut des Satansgenerals aus dem Busch. Darauf hatte ich gewartet. Er überraschte mich nicht. Sein haßerfülltes Knurren vermochte mich nicht einzuschüchtern.

Ich wußte haargenau, was zu tun war.

Und ich tat es mit einer Ruhe, die mich selbst verblüffte.

Blitzartig warf ich mich nach links. Fast automatisch richtete sich meine Pistole auf den Gegner. Ich brauchte nichts weiter zu tun, als abzudrücken, und damit zögerte ich keine Sekunde.

Der Schuß peitschte auf.
Die geweihte Silberkugel traf ihr Ziel. Das Skelett überschlug sich in der Luft und fiel wie eine Marionette, deren Fäden man gekappt hat, neben mir zu Boden.
Aus. Vorbei. Die Kraft des Guten hatte einmal mehr gesiegt. Das Skelett löste sich innerhalb weniger Augenblicke auf.
Jetzt erst tauchte Suko auf.
»Du kommst spät«, sagte ich.
»Besser als gar nicht«, erwiderte er.
Sein Gesicht spiegelte in den seltensten Fällen seine Gefühle wider. Diesmal war es jedoch plötzlich der Fall, und was ich im Antlitz meines chinesischen Partners lesen konnte, hatte nichts Gutes für mich zu bedeuten.
Gefahr!
Hinter mir!
Ich hörte auch schon das verräterische Knarren trockener Gelenke.
Ein zweiter Satansrekrut hatte die Szene betreten!

***

Die allgemeine Panik hatte auch Yolanda Yale erfaßt. Ihr Geist hatte ausgehakt. Sie handelte mechanisch, ohne zu denken. Auf Flucht war sie programmiert. Nichts war ihr wichtiger.
Sie lief an schreienden Mädchen vorbei. Vielleicht schrie sie auch.
Sie wußte es nicht. Vergessen war Jimmy Sparv. Vergessen war das ganze Lager. Die ganze Welt schien für Yolanda Yale nicht mehr zu existieren.
Sie fühlte sich mutterseelenallein in ihrer großen Furcht, die sie auf den Wald zuscheuchte wie ein ängstliches Reh.
Weit kam sie nicht.
Ein querliegender Baumstamm stoppte ihren Lauf. Sie wollte ihn überspringen, kam aber nicht hoch genug, blieb mit den Fußspitzen hängen und landete unsanft auf dem Waldboden.
Und da blieb sie liegen.
Der Baumstamm war ein schützender Wall. Sie streckte sich neben ihm aus und versuchte, neue Kräfte zu sammeln. Dabei schluchzte sie ununterbrochen. Das kam von den angegriffenen Nerven.
Was für ein Horror war über das friedliche Ferienlager hereingebrochen!
Yolanda kam langsam wieder zu sich. Sie hörte die Schüsse und zuckte bei jedem neuen Knall heftig zusammen.
Vorsichtig hob sie den Kopf. Nun bekam sie nach und nach mit, wo sie sich befand. War sie hier sicher?
Sie hoffte es.
Erde klebte in ihrem hübschen Gesicht. Sie wußte es nicht. Mit

zitternder Hand wischte sie sich die Tränen ab. Danach war ihr Gesicht mit Schmutz verschmiert, aber was machte das in dieser Situation schon.

Obwohl sie wieder bei Kräften war, hätte sie nicht den Mut, sich zu erheben. Ausgestreckt blieb sie neben dem dicken Baumstamm liegen. Käfer und Ameisen krochen über sie. Es störte sie nicht.

Wie durch dicke Daunenkissen vernahm sie das Geschrei der Mädchen im Lager.

Und noch etwas hörte sie.

Sie dachte, ihr Herz würde zu schlagen aufhören, denn sie hatte das Klappern von Knochen vernommen.

Darauf reagierte sie mit Panik.

Sie sprang auf – und sah sich zwei grinsenden Totenfratzen gegenüber!

***

Hinter mir ein Skelett!

Der Knochenmann würde mir nicht die Zeit lassen, mich umzudrehen und meine Beretta auf ihn zu richten. Er würde mich bestimmt schneller packen, als ich herumfahren konnte.

Mir fiel Eddie Morton ein – wie er in der Wanne gelegen hatte.

Alles war voll Blut gewesen.

Ich wollte nicht so enden wie Morton, und ich hatte auch eine Idee, wie ich das verhindern konnte.

Meine Beretta konnte ich gegen das Skelett nicht einsetzen. Aber Suko konnte seine Waffe ins Spiel bringen.

Ich brauchte lediglich das Schußfeld freizugeben.

Das tat ich auf der Stelle, indem ich mich einfach fallen ließ.

Zwei Männer – ein Gedanke. Suko wußte, was zu tun war. Er kannte seine Aufgabe. Der Satansrekrut war von meinem Körper nicht mehr verdeckt. Suko konnte schießen.

Und er schoß auch.

Aber das Silbergeschoß streifte den Knochenmann nur. Seine Kiefer klappten auseinander, und er stieß einen markerschütternden Schrei aus.

Die Kugel riß ihn herum. Er drehte sich mit der Schnelligkeit eines Kreisels, stoppte jäh und wollte fliehen. Doch das ließ mein Partner nicht zu. Beim zweitenmal ließ er sich etwas mehr Zeit.

Er zielte genau und drückte erst ab, als er sicher war, daß das geweihte Silberprojektil den Rekruten des Satansgenerals vernichten würde.

Eine rot glühende Feuerlanze stach aus der Mündung.

Das getroffene Skelett riß die Knochenarme hoch und krachte mit großer Wucht ins Unterholz. Ein paar Knochen lösten sich. Sie flogen

in hohem Bogen durch die Luft und lösten sich auf, sobald sie den Boden berührten. Sekunden später war von dem unheimlichen Gegner nichts mehr zu sehen.

»Du schießt wie ‘ne alte Oma mit ‘nem lahmen Arm«, sagte ich grinsend zu Suko, nachdem ich mich erhoben hatte.

»Ich hatte Angst, dich zu verletzen.«

»Die Entschuldigung ist akzeptiert.«

»Und was nun?«

»Wir sehen, ob wir im Lager helfen können«, sagte ich.

Aber wir kamen vorläufig nicht dazu, diese Absicht auszuführen, denn plötzlich vernahmen wir einen schrillen Schrei, nicht sehr weit von uns entfernt.

Wir rannten los.

Sekunden später sahen wir die Bescherung.

Ein Mädchen stand zwei Skeletten gegenüber. Soeben stürzten sich die Knochenmänner auf sie.

»Verflucht, hier muß wo ein Nest sein!« stieß Suko mit belegter Stimme hervor. »Wie viele Gerippe sind das denn insgesamt?«

»Die genaue Zahl kann dir nur einer nennen.«

»Wer?«

»Ko van Hoek«, sagte ich trocken.

Die beiden Skelette hatten die Absicht, das Mädchen zu verschleppen. Unsere Absicht war es, dies zu verhindern.

Das Mädchen, dessen Name Yolanda Yale war, wie wir später erfahren sollten, wehrte sich verzweifelt. Sie schrie ohne Unterlaß, doch was sie auch tat, es nützte ihr nichts.

»Los!« zischte ich. »Hinterher, Suko!«

Wir stürmten durch das Unterholz.

Zweige geißelten unser Gesicht. Sie pfiffen durch die Luft und klatschten schmerzhaft auf die Haut. Wir achteten nicht darauf.

So schnell wir konnten, rannten wir hinter den beiden Knochenmännern her, die Yolanda Yale forttrugen.

Sie merkten schon bald, daß ihnen jemand folgte.

Sofort blieb einer der beiden Satansrekruten stehen. Er wollte uns aufhalten, aber das würde ihm nicht gelingen, denn uns standen Waffen zur Verfügung, vor denen er sich besser in Sicherheit gebracht hätte.

Wir erreichten den Baumstamm, hinter dem Yolanda gelegen hatte.

Wie Hindernisläufer sprangen wir drüber.

Das Skelett erwartete uns mit ausgebreiteten Armen.

Es fühlte sich stark genug, uns beide gleichzeitig abzufangen.

Doch diesmal überschätzte sich der Satansrekrut.

Wir feuerten gleichzeitig auf ihn.

Er tanzte brüllend zwischen unsere Kugeln und brach schließlich

zusammen. Als wir ihn erreichten, wurden seine Knochen bereits transparent, und gleich darauf war er ausgelöscht.
Die Jagd ging weiter.
Der zweite Satansrekrut hetzte mit Yolanda Yale durch den Wald. Das Mädchen schrie zum Steinerweichen, aber das Gerippe ließ es nicht los.
Wir folgten ihm.
Eine Bodensenke. Wir wollten sie durcheilen, da fauchte vor uns plötzlich eine Flammenwand hoch. Sie dehnte sich nach links und rechts aus, schirmte den Knochenmann vor uns ab.
Ein Schuß in die Flammen hätte nichts gebracht.
Aber Suko wußte Rat.
Er steckte die Beretta weg und griff nach der Dämonenpeitsche.
Nachdem er mit dem röhrenförmigen Griff einen Kreis beschrieben hatte, schnellten die drei Riemen hervor.
Damit schlug mein chinesischer Partner zu.
Die Peitschte klatschte in die lodernden Flammen. Wir hörten ein berstendes Geräusch, und im selben Moment brach die Flammenwand in sich zusammen.
Atemlos hasteten wir aus der Senke.
Doch das Feuer hatte uns wertvolle Zeit gekostet. Wir konnten das Skelett und Yolanda nicht mehr sehen.
Dennoch rannten wir noch ein beachtliches Stück weiter durch den Wald, aber von dem Mädchen und seinem Entführer konnten wir keine Spur mehr finden.
»Mist auch!« stieß ich keuchend hervor.
»Man kann nicht immer gewinnen«, philosophierte Suko.
»Da hast du leider recht.«
Wir kehrten um.
Als wir die Blockhäuser erreichten, herrschte Ruhe. Der Lagerleiter hatte es mit seinen Mitarbeitern endlich geschafft, Ordnung in das Chaos zu bringen.
Alle Mädchen befanden sich in den ihnen zugeteilten Häusern.
Um die Verletzten kümmerte sich der Lagerarzt.
Den verletzten Polizisten hatte er sich zuerst vorgenommen. Ich sah den Mann wieder. Er trug jetzt einen weißen Verband auf dem Kopf.
Die Polizeibeamten standen vor dem Blockhaus, in dem die Lagerverwaltung untergebracht war.
»Da sind die beiden«, sagte jemand. Damit waren zweifellos wir gemeint.
Ein Mann löste sich daraufhin aus der Polizistengruppe und kam auf uns zu. Er war etwa so groß wie ich und ebenfalls blond. Sein Blick war offen und ehrlich. Er machte einen tüchtigen Eindruck auf mich.
»Ich bin Inspektor Cameron Danner«, sagte er mit einer

wohlklingenden Stimme. »Man hat mir erzählt, daß Sie beide mit den Skeletten gründlich aufgeräumt haben.«

»Nicht so gründlich, wie es uns lieb gewesen wäre. Ein Knochenmann ist uns entkommen«, erwiderte ich. »Er hat ein Mädchen entführt.«

»Yolanda!« rief plötzlich ein junger Mann aus. Er hatte im Schatten eines Blockhauses gestanden. Nun eilte er auf uns zu.

»Wie sah das Mädchen aus?«

Suko beschrieb die Kleine.

»Das ist Yolanda«, preßte der Junge verzweifelt hervor. »Yolanda Yale.«

»Sind Sie mit ihr befreundet?« fragte ich.

»Ja.«

»Sie gehören nicht hierher.«

»Ist das denn jetzt wichtig?«

»Wie ist Ihr Name?«

»Sparv. Jimmy Sparv. Ich wohne im Lager für Jungs.«

»Dann würde ich an Ihrer Stelle trachten, dorthin zurückzukehren«, sagte Cameron Danner.

»Ich möchte Ihnen helfen, Yolanda wiederzufinden«, sagte Jimmy Sparv.

»Das ist zwar sehr nett von Ihnen, läßt sich aber nicht machen«, lehnte der Inspektor ab.

»Ich muß dabei sein, Inspektor. Verstehen Sie denn nicht? Ich muß! Ich fühle mich für Yolanda verantwortlich.«

»Die Verantwortung trägt die Lagerleitung.«

»Und ich. Ich habe nicht gut genug auf sie aufgepaßt. Wenn ich sie nicht aus den Augen verloren hätte, wäre es diesem verdammten Knochenteufel nicht gelungen, sie zu verschleppen. Sie müssen mir erlauben, die Suchaktion mitzumachen, Inspektor.«

»Das darf ich nicht. Ich habe meine Vorschriften. Tut mir leid.«

Cameron Danner winkte zwei Beamte zu sich. Er trug ihnen auf, den Jungen in das andere Lager zurückzubringen.

Jimmy Sparv ging nicht ohne lautstarken Protest.

Danner schüttelte den Kopf. »Diese jungen Leute. Immer unvernünftig.«

»Ich kann Jimmy verstehen«, sagte Suko.

»Ich ja auch«, meinte Danner. »Aber ich darf nicht zulassen, daß er sich in Gefahr begibt.« Der Inspektor musterte mich. »Sie sind genau im richtigen Moment aufgetaucht.«

»Das war Zufall, Inspektor«, erwiderte ich. »Mein Partner und ich waren auf dem Weg nach Hastings.«

»Womit haben Sie auf die Skelette geschossen? Wie war es Ihnen möglich, die Gerippe zu vernichten? Gewöhnliche Kugeln können das doch nicht gewesen sein.«

»Unsere Berettas sind mit geweihten Silberkugeln geladen.«
Cameron Danner blickte mich mit schmalen Augen an. »Führt Sie etwas Bestimmtes nach Hastings?«
»Das kann man wohl sagen.«
»Und zwar was?«
»Ko van Hoek, der Satansgeneral«, antwortete ich. Gleichzeitig zückte ich meinen Ausweis.
Danner sah ihn sich genau an, ehe er ihn mir wieder zurückgab.
»Ich nehme an, Sie werden diesen Fall hier übernehmen, Mr. Sinclair.«
»Richtig. Fühlen Sie sich deswegen auf den Schlips getreten?«
»Keine Spur. Ich bin ein Mensch, der seine Grenzen kennt. Ko van Hoek ist eine Nummer zu groß für mich. Ich bin froh, daß jemand kommt, der offensichtlich mehr von diesen Dingen versteht als ich.«
Ich stellte dem Inspektor meinen chinesischen Freund vor. Sie reichten sich die Hand.
Danner wollte wissen, wodurch ich Wind von den Aktivitäten des Satansgenerals bekommen hatte.
Ich erzählte ihm von Eddie Morton und was dem armen Teufel zugestoßen war. Anschließend sprach der Inspektor von den Ereignissen, die sich in der vergangenen Nacht in Hastings zugetragen hatten.
Fünf Männer waren spurlos verschwunden.
Der Satansgeneral hatte sie sich geholt.
»Und er wird weitermachen«, knurrte Cameron Danner. »Vorausgesetzt, Sie schaffen es nicht, ihm das Handwerk zu legen, Mr. Sinclair.«
Ich erkundigte mich nach Eddie Mortons Vetter Boris Binns.
Danner schüttelte den Kopf. »Den hat keiner mehr zu Gesicht gekriegt.«
»Sechs Mann hier und ein Mann in London gehen nun schon auf das Konto des Satansgenerals«, faßte ich zusammen.
Cameron Danner hob den Zeigefinger. »Und Yolanda Yale.«
»Wir wollen doch hoffen, daß wir das Mädchen wohlbehalten zurückbringen«, meinte Suko.
Forest Storm, der Lagerleiter, kam aus seinem Blockhaus und gesellte sich zu uns. Inspektor Danner machte uns mit dem Mann bekannt.
»Es ist schrecklich«, ächzte Storm. Er hatte graue Flecken an den Wangen. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich muß gestehen, daß ich zum erstenmal im Leben ratlos bin. Man hat mir diese Jugendlichen anvertraut. Ihre Eltern sind der Meinung, sie befänden sich in guten Händen. Und dann passiert so etwas Entsetzliches. Angst lastet über dem Lager. Ich kann von den jungen Leuten nicht verlangen, hierzubleiben. Ich fände das unverantwortlich. Schließlich können

diese Skelette wiederkommen…«
»Ich glaube nicht, daß Sie die Knochenmänner hier noch einmal sehen werden, Mr. Storm«, sagte ich.
»Was macht Sie so sicher?«
»Die Skelette haben hier eine schwere Niederlage erlitten. Sie werden sich hüten, noch einmal in das Lager einzudringen.«
»Und wenn sie's doch tun?«
»Mein Partner und ich werden alles daransetzen, um diesem Spuk einen Riegel vorzuschieben, Mr. Storm«, versicherte ich dem Lagerleiter.
Storm wurde gerufen. »Entschuldigen Sie mich«, sagte er und verließ uns.
»Inspektor«, sagte ich. »Mein Partner und ich werden im ›Alexandra‹ wohnen. Lassen Sie jede wichtige Meldung dorthin weiterleiten.«
»Okay, Mr. Sinclair.«
»Drücken Sie uns die Daumen, daß wir es schaffen, den Satansgeneral zur Hölle zu schicken.«
»Das werde ich tun, Mr. Sinclair. Das tue ich ganz bestimmt.«
Wir kehrten zum Bentley zurück. Auf unserem Weg dorthin begleiteten uns ängstliche, verstörte und hoffende Blicke.
Eine ekelhafte Atmosphäre herrschte im Lager. Suko und ich wollten dafür sorgen, daß das bald wieder anders wurde. Hierher gehörten Heiterkeit und unbeschwertes Gelächter. Nicht diese Stille wie auf einem Friedhof.

***

Hastings war im Mittelalter einer der berühmten Cinque Ports – der »Fünf Häfen« für die königliche Flotte, seit Eduard dem Bekenner.
1066 begannen hier die normannischen Invasionen nach England.
Auf einem Hügel liegen die Ruinen der ersten normannischen Burg, die unter Wilhelm dem Eroberer erbaut worden war. Sehenswert ist auch die Altstadt mit dem Fischmarkt, den alten gewundenen Gäßchen und den schönen Tudorhäusern.
Doch Suko und ich waren nicht wegen der Sehenswürdigkeiten nach Hastings gekommen.
Uns lag Ko van Hoek schwer im Magen.
Wir quartierten uns im »Alexandra« ein. Dem Direktor teilte ich offiziell mit, was mein Partner und ich in Hastings zu erledigen hätten.
Der Mann nickte besorgt. »Es ist gut, daß sich darum jemand kümmert. Wenn der Satansgeneral nämlich frei schalten und walten kann, kommt bald niemand mehr auf Sommerfrische zu uns. Dann können wir zusperren.«
Ähnlich hatten auch die Bewohner von Southwick gedacht, als bei

ihnen die Rattenplage ausgebrochen war.

»Sollte irgendeine wichtige Meldung von der Polizei eintreffen…«, begann ich.

»… lasse ich sie unverzüglich an Sie weiterleiten, Mr. Sinclair«, setzte der Hotelmanager den Satz fort.

»Und sollten mein Partner und ich nicht im Haus sein…«

»… legen wir die Nachricht für Sie bereit.«

»Ich danke Ihnen.«

»Das brauchen Sie nicht. Was ich tue, tu' ich schließlich im eigenen Interesse.«

»Ist auch wiederum wahr«, sagte ich.

Mit Suko begab ich mich in die zweite Etage.

»Was steht auf dem Programm?« wollte mein Freund wissen.

»Wir werden uns eingehend über Ko van Hoeks Aktivitäten informieren.«

»Möchtest du nicht zuerst die schwarze Abtei aufsuchen?«

»Die heben wir uns für heute abend auf. Im Schutz der Dunkelheit kommen wir leichter an sie heran.«

»Aber Yolanda Yale befindet sich in der Gewalt des Satansgenerals.«

»Ich bin sicher, er wird ihr nichts tun. Wenn sie hätte sterben sollen, dann hätte sich der Satansrekrut sich nicht erst mit ihr abgeschleppt, sondern sie gleich an Ort und Stelle umgebracht.«

»Was hat Ko van Hoek mit dem Mädchen vor?«

Ich hob die Schultern. »Weiß ich noch nicht. Aber wir werden versuchen, es herauszukriegen – und zu verhindern.«

Wir suchten unsere Zimmer auf. Ich führte mehrere Telefonate.

Eines mit Boris Binns' Mutter, deren Namen ich im Telefonbuch gefunden hatte. Die Frau weinte sofort, als der Name ihres Sohnes fiel. Sie war davon überzeugt, daß Boris' Seele zur Hölle fahren mußte.

Ich versuchte, die Frau zu trösten, doch es gelang mir nicht.

Ich legte auf und zog mich an.

Auch Suko zog sich etwas anderes an. Er schlüpfte gerade in ein mitternachtsblaues T-Shirt, als es an der Tür klopfte.

»Moment!« rief der Chinese.

Er schloß zuerst den Gürtel und begab sich anschließend zur Tür, um zu öffnen. Er dachte, ich wäre draußen.

Doch vor der Tür stand nicht sein Freund, sondern – ein Skelett!

***

An der nackten Felswand blakte eine Fackel. Sie steckte in einem massiven Eisenring und verstreut ihr zuckendes Licht in dem unterirdischen Raum unter der schwarzen Abtei.

Yolanda Yale hockte auf dem kalten Boden und fröstelte. Sie fühlte sich erbärmlich. Ihre Angst konnte schlimmer nicht sein.

Die Augen schwammen in Tränen. Mühsam unterdrückte sie das Schluchzen. Noch nie war sie so verzweifelt gewesen wie jetzt.

Todesangst peinigte sie. Hatte dieses ekelhafte Skelett sie hierher gebracht, damit sie hier starb?

Was sollte sie hier?

Der Knochenmann hatte sie über steile Stufen heruntergeschleppt, sie hatte sich hinsetzen müssen und er hatte ihr Hände und Füße zusammengebunden. Dann war er verschwunden, ohne etwas zu sagen. Viel Zeit war seither vergangen.

Die Ungewißheit nagte schmerzhaft in Yolanda.

Sie glaubte, alles falsch gemacht zu haben. Sie hätte sich in das Feriencamp begeben müssen. Sie hätte sich nicht mit Jimmy Sparv treffen dürfen. Gott, was hätte sie überhaupt tun dürfen?

Matt lehnte sie sich an die Wand.

War sie verloren? Mußte sie sich mit ihrem Schicksal abfinden?

Das Verbot fiel ihr ein. Niemand durfte sich der schwarzen Abtei nähern, hatte es geheißen, und sie hatte vorgehabt, sich daran zu halten. Aber nun war sie trotzdem da, und das Grauen würde sie bis aufs Blut quälen.

Ein Geräusch erschreckte sie.

Kam das Skelett zurück?

Yolanda Yale zitterte wie Espenlaub. Das Blut wich aus ihrem Gesicht. Eine ungesunde Blässe breitete sich über ihr Antlitz.

Sie konnte die Spannung kaum noch ertragen.

Die blakende Fackel zauberte unheimliche Schatten auf die Felswände. Dort, wo der Fackelschein kaum noch Helligkeit verbreitete, vermutete Yolanda eine Nische. Aus ihr kamen die Geräusche.

Schritte. Hart und stampfend. Tack-tack-tack. Sie hallten geisterhaft durch den unterirdischen Raum.

Yolanda biß sich auf die Lippe und hielt den Atem an.

Im nächsten Moment trat eine große Gestalt in den rötlichen Fackelschein. Das Licht umspielte einen abstoßenden Totenschädel.

Dieses Skelett war bekleidet. Es trug eine Generalsuniform. Yolanda Yale wußte sofort, wen sie vor sich hatte. Das war Ko van Hoek, der Satansgeneral, von dem man sich in »Little Fox« die unheimlichsten Gruselgeschichten erzählte.

Yolanda hatte gehofft, diesem uniformierten Teufel niemals zu begegnen, doch diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt.

Starr vor Entsetzen blickte sie den unheimlichen Offizier an…

***

Suko zog die Luft geräuschvoll ein. Er hatte unliebsamen Besuch.

Jetzt war es wichtig, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Der Chinese federte zurück. Niemand hätte ihm angesehen, wie beweglich er war. Er versetzte der Tür einen Tritt, doch sie knallte nicht zu, wie Suko es beabsichtigt hatte.

Sie prallte gegen den Knochenmann, der sich vorwärtsgeworfen hatte. Mit der Schulter stieß das Skelett die Tür wieder auf, und dann stürzte es sich auf den Hünen.

Suko brachte sich mit einem weiteren Sprung vor den Krallenhänden in Sicherheit. Sein Karatetritt traf den Rekruten des Satansgenerals in der Leibesmitte.

Das Gerippe taumelte zurück.

Suko setzte nach. Ein kraftvoller Stoß raubte dem Skelett das Gleichgewicht. Es landete auf dem Boden.

Doch Suko warf sich nicht auf den Knochenmann, sondern versuchte, an die Dämonenpeitsche zu kommen, die auf dem Tisch lag.

Das Skelett schien um die Gefährlichkeit der Peitsche zu wissen.

Blitzartig war es wieder auf den Beinen.

Suko wollte sich die Peitsche greifen. Da traf ihn ein schmerzhafter Faustschlag mit der Wucht eines Schmiedehammers.

Sein Gesicht verzerrte sich. Suko ächzte, wirbelte herum und schlug aus der Drehung zu. Seine Faust traf die Skelettmitte. Der Knochenmann klappte zusammen.

Suko wollte ihn packen, doch der knöcherne Gegner wich aus und hieb erneut mit seiner harten Faust auf den Chinesen ein.

Suko steppte zur Seite.

Er fintierte.

Der Satansrekrut fiel darauf herein, und diesmal gelang es Suko, das Gerippe zu ergreifen. Mit beiden Händen erwischte er den gefährlichen Gegner. Seine Finger fuhren in den Brustkasten und schlossen sich wie Stahlklammern um die Rippen.

Das Skelett wollte zurückschnellen, doch der kräftige Chinese ließ das nicht zu. Er riß den Rekruten des Satansgenerals jäh hoch.

Quer lag das Skelett über ihm.

Hochgestemmt rannte er damit durch das Hotelzimmer. Der klappernde Unhold versuchte, freizukommen.

Aber was Suko einmal gepackt hat, das läßt er so schnell nicht wieder los. Der Knochenmann schlug und trat um sich.

Er traf aber Suko zumeist nicht.

Die Hiebe und Tritte verpufften wirkungslos im Leeren.

Suko erreichte mit dem Skelett das Fenster.

Er holte aus.

Und dann schleuderte er den Unheimlichen durch das Glas. Ein Splitterregen begleitete das Skelett.

Auf seinem Flug in die Tiefe überschlug es sich mehrmals und landete dann hart auf dem Asphalt.

Suko wünschte sich, daß der Knochenmann damit erledigt war, doch sein Wunsch erfüllte sich nicht.

Der Rekrut des Satansgenerals erhob sich. Er war ein bißchen wackelig auf den Beinen, doch er schaffte es, sich hastig umzudrehen und das Weite zu suchen.

***

Nachdem wir bei Boris Binns' Haus vorbeigesehen hatten, suchten wir das Lokal auf, in dem jene fünf Männer, die in der vergangenen Nacht verschwunden waren, gezecht hatten.

Der Wirt wollte zuerst nicht mit uns reden. Er hielt uns für Reporter. Als ich ihm meinen Ausweis zeigte, setzte er sich mit uns an einen Tisch.

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, sagte er ehrlich erschüttert.

»Würden Sie uns genau erzählen, was geschehen ist?« bat ich den Mann.

Der Wirt hob die Schultern. »Mo Perkins war kurz draußen. Als er zurückkam, war er ziemlich aufgeregt. Er verlangte einen doppelten Scotch.«

»Hatten Sie den Eindruck, daß ihn etwas geschockt hatte?«

»Ja. Genauso sah er aus. Er setzte sich zu seinen Freunden. Denen fiel auch sofort auf, daß etwas nicht mit ihm stimmte. Ich hatte viel zu tun, deshalb hab' ich's nicht richtig mitgekriegt, aber ich glaube, Mo Perkins erzählte etwas von brennenden Schlangen im Waschraum. Seine Freunde lachten ihn natürlich aus.«

»Natürlich«, sagte ich bitter. »Über so etwas wird ja immer gelacht. Und hinterher kommt dann die Katastrophe. Weil keiner die Zeichen erkennt und sich rechtzeitig in Sicherheit bringt.«

Der Wirt nickte. »Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Perkins und seine Freunde nicht rausgegangen wären.«

»Sicher wäre die Sache anders verlaufen«, sagte ich. Ich war davon überzeugt, daß die fünf Männer verschont geblieben wären.

Aber ich war ebenso davon überzeugt, daß sich in diesem Fall Ko van Hoek fünf andere Seelen geholt hätte.

»Sie gingen raus. Eine Weile blieb alles ruhig. Und dann hörten wir die Schreie«, erzählte der Wirt weiter. »Wir stürzten alle hinaus. Im Hinterhof loderte eine Fackel, und aus dieser Fackel kamen die furchtbaren Schreie der Männer. Ich wollte sofort eine Löschaktion einleiten, aber bevor ich noch etwas sagen konnte, erlosch die Fackel von selbst.«

»Und die Männer?« fragte Suko.

»Die waren verschwunden«, sagte der Wirt.

»Wenn jemand verbrennt, müßte doch wenigstens Asche von ihm zurückbleiben«, meinte der Chinese.

»Es gab keine Rückstände. Das Feuer war weg – und die Männer auch. Der Teufel hat sie geholt. Alle fünf. Ich hätte nicht gedacht, daß es so etwas wirklich gibt.«

»Haben Sie irgendeine Beobachtung gemacht, die für uns von Wichtigkeit sein könnte?« erkundigte ich mich.

Der Wirt schüttelte den Kopf.

»War nicht zufällig ein in eine Generalsuniform gekleidetes Skelett in der Nähe?« fragte ich.

»Sie meinen Ko van Hoek.«

»Genau.«

»Nein, den habe ich nicht gesehen, und – ehrlich gesagt – darüber bin ich mächtig froh.«

Wir bedankten uns und verließen das Lokal durch die Hintertür.

Im Hof schauten wir uns gründlich um, aber da war absolut nichts; kein Beweis, daß hier die Macht des Bösen ihr grausames Spiel getrieben hatte.

»Wird Zeit, daß wir uns um Ko van Hoek kümmern«, meinte Suko.

Ich nickte grimmig. »Du sagst es.«

***

Die Polizei hatte seine Hilfe abgelehnt, aber Jimmy Sparv konnte nicht so tun, als wäre nichts geschehen. Yolanda Yale war verschleppt worden, und Jimmy konnte sich denken, wohin.

Garantiert hatte das Skelett sie zu diesem Hort des Bösen gebracht. Zur schwarzen Abtei.

Und genau dorthin wollte auch Jimmy Sparv.

Als die Polizisten ihn im Lager der Boys abgeliefert hatten, hatte ihm der Lagerleiter gehörig die Leviten gelesen, doch das war ihm bei einem Ohr hinein und zum andern wieder hinausgegangen.

Wenn er nachdachte, was der wütende Mann alles gesagt hatte, dann fiel ihm nur ein, daß auch von Hausarrest die Rede gewesen war.

Doch Jimmy Sparv hatte nicht die Absicht, sich daran zu halten.

Yolanda war in der Gewalt des Satansgenerals, und Jimmy wollte nichts unversucht lassen, um sie aus der schwarzen Abtei zurückzuholen.

Aber er wollte sich nicht unbewaffnet in dieses Abenteuer stürzen.

Da war ein Junge. Anselmo Arra war sein Name. Ein unsympathischer Kerl. Unbeliebt im ganzen Lager. Er hatte mal damit geprotzt, einen Ballermann mit nach »Little Fox« gebracht zu haben.

Niemand hatte ihm geglaubt. Da hatte er die Waffe eines Abends vorgezeigt. Die mußte Arra borgen.

Am späten Nachmittag pirschte sich Jimmy Sparv an den pickeligen Jungen heran. Arra lehnte in Kauerstellung an der Blockhütte.

Keiner kümmerte sich um ihn. Als Jimmy Sparv sich neben ihn

setzte, hob er erstaunt den Kopf.
»Hi, Jimmy.«
»Hallo, Anselmo.«
»Hast du nicht Hausarrest?«
»Willst du mich verpfeifen?«
»Ist mir doch egal, was du tust. Du warst drüben bei den Girls, nicht wahr?«
»Ja.«
»Hast du eine Freundin drüben?«
»Ja.«
»Schon lange?«
»Ich kannte sie schon, bevor ich nach Little Fox kam.«
»Was war los drüben? Hier erfährt man nichts. Waren das nicht Schüsse, die im Mädchenlager fielen?«
»Es war grauenvoll. Das Lager wurde von Skeletten überfallen.«
»Mensch, du hast eine verdammt rege Fantasie.«
»Ich sage die Wahrheit, Anselmo. Richtige Skelette waren es.«
»Und die fielen über die Mädchen her?«
»Ja.«
»Warum?«
»Der Satansgeneral muß sie geschickt haben.«
»Den gibt es wirklich?«
»Ich bin davon überzeugt. Hör zu, Anselmo, du mußt mir helfen.«
»Soll ich mich mit Ko van Hoek anlegen? Das tu' ich ganz bestimmt nicht.«
»Einer dieser Knochenmänner hat meine Freundin verschleppt. Ich will sie zurückholen.«
Anselmo Arra riß die Augen auf. »Laß das lieber bleiben.«
»Ich werde sie dem Satansgeneral entreißen!« sagte Jimmy Sparv hart. »Gib mir deinen Revolver.«
»Kommt nicht in Frage, Jimmy.«
»Du kriegst ihn ja wieder, verdammt noch mal.«
»Ja, *wenn* du zurückkommst, was ich allerdings stark bezweifle.«
Jimmy Sparv packte Arra vorne beim Hemd. »Paß auf, du verdammter Mistkerl, wenn du die Kanone nicht freiwillig rausrückst, verdresche ich dich dermaßen, daß du…«
»Okay, okay. Du kannst die Knarre haben«, sagte Anselmo Arra ärgerlich. »Aber wenn dich die Bullen erwischen…«
»Niemand wird mich erwischen.«
»Ja. Niemand. Außer Ko van Hoek.«

***

Ein Schauer nach dem andern überlief Yolanda Yale. Der Satansgeneral grinste sie gemein an. Er trat näher. Das Mädchen hatte

das Gefühl, sein Herz müsse vor Angst bersten.
»Ich hoffe, es gefällt dir hier bei mir«, sagte Ko van Hoek höhnisch.
»Bitte!« preßte Yolanda verzweifelt hervor. »Bitte geben Sie mir meine Freiheit wieder.«
»Kann ich nicht.«
»Warum nicht?«
»Weil ich dich brauche.«
»Wozu?«
»Du wirst mein Lockvogel sein«, sagte der Satangeneral. Sein Knochenfinger wies auf das Mädchen. »Ich werde die Menschen mit deiner Hilfe täuschen. Du wirst ins Lager gehen, und einen nach dem andern hierherbringen.«
Yolanda Yale schüttelte heftig den Kopf. »Das tu' ich niemals.«
»Du wirst keine andere Wahl haben.«
»Ich lasse mich zu so etwas nicht zwingen. Lieber sterbe ich.«
Der Satansgeneral lachte. »Du scheinst nicht zu wissen, wen du vor dir hast. In mir steckt die Kraft der Hölle. Ich kann Dinge tun, zu denen kein Mensch fähig ist. Ich werde dich in eine schwarzmagische Trance versetzen, und von diesem Zeitpunkt an wirst du nur noch das tun, was ich dir befehle.«
»Sie Scheusal!« schrie Yolanda unglücklich. »Warum tun Sie mir das an? Warum ausgerechnet mir?«
»Das Los fiel auf dich. Es hätte auch jedes andere Mädchen treffen können. Du verdankst es dem Zufall, daß du hier bist.«
»Sie… Sie werden mich töten, nicht wahr?«
»Nicht gleich. Später. Wenn du getan hast, was ich dir aufgetragen habe.«
Yolanda senkte den Kopf und weinte haltlos. Sie flehte den Satansgeneral an, sie zu verschonen, doch er war unerbittlich.
Sie war und blieb in seiner Gewalt.
Er hatte grausame Pläne mit ihr.
Und es würde ihr nicht möglich sein, die Befehle, die sie von ihm erhielt, zu verweigern. Entsetzlich war das.

***

Wir kehrten in unser Hotel zurück. Sukos Kampf mit dem Skelett hatte zum Glück nicht viel Staub aufgewirbelt. Niemand hatte den Knochenmann zu Gesicht gekriegt, und das zerbrochene Fenster erklärte Suko mit einer plötzlichen Übelkeit, in deren Verlauf er gegen das Fenster gefallen sei.
Nur der Hotelmanager wußte, was sich wirklich abgespielt hatte, und er glättete die wenigen Wogen mit viel Geschick in unserem Sinn.
Im Hotel angekommen, plünderte ich sofort meinen Einsatzkoffer.
Ko van Hoek mußte man bis an die Zähne bewaffnet entgegentreten.

Da reichte die Silberkugelberetta allein nicht aus.

Ich steckte den geweihten Silberdolch in den Gürtel, schob die magische Kreide in die Hosentasche, und Suko hängte sich die Gnostische Gemme um den Hals.

Es begann allmählich zu dämmern.

Ich blickte meinen chinesischen Partner an. »Es wird ein harter Gang werden.«

»Nicht härter als viele andere davor.«

»Bist du bereit?«

»Aber immer.«

»Dann gehen wir.«

Wir wollten das Hotel verlassen, doch das Schrillen des Telefons hielt uns zurück. Ich hob ab.

»Sinclair.«

»Hier spricht Inspektor Danner«, kam es durch die Leitung.

»Gibt's was Neues?« fragte ich.

»Waren Sie schon bei der schwarzen Abtei?«

»Wir wollen sie gerade aufsuchen.«

»Sehen Sie sich vor.«

»Das bestimmt.«

»Erinnern Sie sich an den Jungen im Lager?«

»Jimmy Sparv«, sagte ich.

»Ja, das ist sein Name.«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist verschwunden, Mr. Sinclair. Er hat Little Fox ohne Erlaubnis verlassen.«

»Ich fürchte, ich weiß, wohin er sich begeben hat. Wie lange ist er schon weg?«

»Vor etwa zehn Minuten fiel seine Abwesenheit auf. Wann er das Lager verlassen hat, weiß keiner.«

Ich bedankte mich für die Information und legte auf. Mit wenigen Worten weihte ich Suko ein.

Der Chinese wiegte besorgt den Kopf. »Hoffentlich gelingt es uns noch, den Jungen vor der schwarzen Abtei abzufangen, sonst besteht die Gefahr, daß ihn seine Eltern nicht wiedersehen.«

Wir verließen in großer Eile das Hotel.

***

Ihm standen nur noch zwei Rekruten zur Verfügung. Die andern hatte er durch John Sinclair und dessen Freund Suko verloren. Reglos standen die beiden Knochenmänner in jenem unterirdischen Raum unter der schwarzen Abtei. Der Satansgeneral stelzte vor ihnen wütend auf und ab.

Die blakende Fackel zeichnete finstere Schatten in seine Totenvisage.

Yolanda Yale saß nach wie vor gefesselt auf dem Boden. Sie hatte keine Tränen mehr, die Augen waren leergeweint, das Mädchen war in Apathie verfallen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich in ihr unvermeidliches Schicksal zu fügen.

Ko van Hoek blieb abrupt stehen.

Er starrte seine Rekruten mit den schwarzen Augenhöhlen an.

»Eine Schande ist das!« knurrte er unzufrieden. »Asmodina wird nicht sonderlich erbaut sein von euren Mißerfolgen.«

»John Sinclair und der Chinese sind nicht mit normalen Maßstäben zu messen, General«, erwiderten die Skelette.

»Verdammt, das weiß ich. Dennoch hätte es euch gelingen müssen, sie auszuschalten.« Ko van Hoek wies auf eines der beiden Gerippe. »Statt dessen läßt du dich von Suko zum Fenster hinauswerfen!«

»Der Mann hat Bärenkräfte.«

»Du solltest stärker sein als er.«

»Er ist im Kampf geschult.«

Der Satansgeneral winkte unwillig mit der Knochenhand ab. »Ich will, daß diese beiden Männer innerhalb der nächsten 24 Stunden sterben! Ihre Seelen werden ein wertvolles Geschenk von uns an Asmodina sein.« Ko van Hoek wandte sich lachend an Yolanda Yale. »Und du wirst uns bei diesem teuflischen Schachzug behilflich sein.«

Yolanda reagierte nicht darauf.

Sie blickte geistesgegenwärtig vor sich hin, und sie wünschte sich, tot zu sein, damit dieses Grauen ein Ende hatte.

***

Voller Ungeduld hatte Jimmy Sparv auf die Waffe gewartet. Anselmo Arra war weggegangen. Er hatte Jimmy nicht gestattet, ihn zu begleiten. Irgendwo in einem hohlen Baum hatte Arra den Colt Agent versteckt gehabt.

Er holte ihn und brachte ihn Jimmy Sparv.

»Na endlich«, sagte Jimmy, als Arra wieder auftauchte. »Weißt du, was ich gedacht habe?«

»Was?«

»Du würdest zum Lagerleiter gehen und mich verraten.«

»Vielleicht hätte ich das tun sollen.«

»Dann hätte ich dich aber krankenhausreif geprügelt. Wo ist der Ballermann?«

Anselmo Arra klopfte auf die Beule in seinem Hemd. »Hier.«

»Gib her.«

»Kannst du überhaupt damit umgehen? So was ist kein Spielzeug.«

»Mach dich nicht wichtig. Ich weiß, wie man die Waffe entsichert und wo man abdrückt. Muß ich sonst noch etwas wissen? Ist sie geladen?«

»Klar.«
»Dann rück das Ding endlich raus.«
Anselmo Arra blickte sich unauffällig um. Dann öffnete er sein Hemd und übergab Jimmy Sparv die in Ölpapier eingewickelte Waffe.
»Danke«, sagte Jimmy.
»Willst du dir die Sache nicht noch mal überlegen?«
»Da gibt es für mich nichts zu überlegen. Ko van Hoek hat meine Freundin. Ich muß sie ihm wieder abjagen. Sonst hat ja keiner den Mut dazu, es zu tun. Vergiß, was ich dir erzählt habe, okay?«
»Mit Vergnügen. Von mir wird niemand erfahren, daß du mich in deine Absichten eingeweiht hast. Schließlich bin ich nicht scharf auf Ärger.«
»Gut so.«
»Komm wieder.«
Jimmy grinste. »Sagst du das bloß wegen deiner Knarre?«
»Ach, hau schon ab.«
Jimmy mußte auf einen günstigen Moment warten. Sobald der gekommen war, verschwand er unbemerkt.
Little Fox war eingezäunt, doch der Zaun stellte kein Hindernis für Jimmy Sparv dar. Er überwand ihn in der Dämmerung und eilte dann durch den düsteren, unheimlichen Wald, der voller Geräusche war.
Ab und zu warf Jimmy einen Blick zurück.
Er fühlte sich belauert, beobachtet.
Aber er konnte niemanden sehen.
Vermutlich bloß Einbildung, versuchte er sich einzureden. Mit weit ausgreifenden Schritten hastete er den schmalen Pfad entlang.
Blätter raschelten. Zweige knickten.
Es gab Wild in der Gegend.
Es konnte aber auch ein Skelett sein, das sich auf seine Fersen geheftet hatte…
Jimmy wickelte den Colt aus dem Ölpapier. Nachdem er das Papier in die Hosentasche geschoben hatte, entsicherte er die Waffe.
Nun fühlte er sich ein bißchen wohler, nicht mehr so wehrlos. Die Dunkelheit breitete sich schnell über den Wald aus.
Bald konnte Jimmy Sparv kaum noch die Hand vor den Augen sehen. Er befürchtete, die Orientierung zu verlieren, im Kreis zu laufen.
Ab und zu blieb er stehen.
Sein Atem ging schwer. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Er lauschte. Doch der finstere Wald schien friedlich zu sein.
Also ging Jimmy Sparv weiter.
Schon nach kurzem hatte er das Gefühl, sich in der Nähe der schwarzen Abtei zu befinden. Er spürte die unheimliche Ausstrahlung der Ruine.
Und dieses Gefühl lenkte ihn nun. Nach wenigen Minuten erreichte

er eine Lichtung.
Fahles Mondlicht erhellte die gespenstische Szene. Deutlich sah Jimmy Sparv die schwarzen Mauern der Abtei aufragen.
Er hatte sein Ziel erreicht.
Sein Herz klopfte sofort schneller. Dort war Yolanda Yale. Irgendwo zwischen diesen Mauerfragmenten wurde sie gefangen gehalten.
Jimmy leckte sich die trockenen Lippen. Er zögerte nur einen winzigen Augenblick. Dann huschte er geduckt durch das Unkraut.
Brennesseln verbrannten ihn, Disteln stachen ihn… Er kümmerte sich nicht darum. So lautlos wie möglich arbeitete er sich an die Ruine heran.
Sie stand auf einem kahlen Felsenbuckel.
Jimmy erreichte die klotzigen Steine, versteckte sich zwischen ihnen und peilte die Lage.
Völlig leer schien die schwarze Abtei zu sein, aber Jimmy Sparv ließ sich nicht täuschen. Er war fest davon überzeugt, daß sich jemand zwischen diesen schwarzen Mauerresten aufhielt: Ko van Hoek und seine Rekruten – und Yolanda Yale!
Sehr nahe war Jimmy seiner Freundin nun. Nahe, und doch war sie im Moment noch unerreichbar für ihn.
Er hielt es nicht lange zwischen den Felsen aus. Nervös begann er mit dem Aufstieg.
Irgendwo schrie ein Käuzchen.
Jimmy Sparv kletterte weiter. Vielleicht wollte das Käuzchen ihn warnen, doch er überhörte den Ruf, denn Yolanda brauchte seine Hilfe, und er war bereit, sein Leben zu riskieren, um Yolandas Leben zu retten.
Gott, wie herrlich war es mit ihr im Bootshaus gewesen.
Und was für Greuel waren danach über Little Fox hereingebrochen!
Jimmy versuchte nicht daran zu denken. Solche Gedanken waren nämlich geeignet, den Mut sehr schnell zu untergraben.
Weiter! befahl sich Jimmy ruhelos. Weiter!
Seine Gedanken weilten bei Yolanda, die im Augenblick furchtbares durchzustehen hatte. Aber nicht mehr lange. Dafür wollte Jimmy sorgen.
Sein Fuß suchte Halt.
Der Stein, auf den er trat, brach. Klappernd fiel er auf eine Felsenplatte. »Verdammt!« entfuhr es dem Jungen.
Er hoffte, daß das Geräusch, das er verursacht hatte, nicht gehört worden war. Wie über Stufen ging es das letzte Stück weiter.
Und dann langte Jimmy Sparv bei der ersten schwarzen Mauer an. Keuchend lehnte er sich dagegen.
Eine sanfte Brise blies ihm ins Gesicht und zerzauste sein Haar.
Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm den Revolver fest in

die Rechte und setzte seinen Weg fort.
Wo war Yolanda?
Jimmy mußte sich beherrschen. Am liebsten hätte er laut Yolandas Namen gerufen.
Vorsichtig huschte er zwischen den Mauerfragmenten hindurch.
Er war hochgradig nervös und hätte auf alles geschossen, was sich bewegte.
Doch rings um ihn herrschte Stille. Nur ab und zu säuselte der Wind geisterhaft im Gemäuer.
Erste Zweifel kamen Jimmy Sparv.
Hatte er sich geirrt? Befand sich Yolanda Yale gar nicht hier?
Herrgott noch mal, er hatte so fest damit gerechnet.
Unruhig setzte er seinen Rundgang fort. Je länger er sich in der Ruine aufhielt, desto weniger unheimlich kam sie ihm vor.
War alles, was man von der schwarzen Abtei hörte, nur Gerede?
War dieser Ort gar nicht verflucht? Befand sich Ko van Hoeks Schlupfwinkel woanders?
Jimmy spürte Tränen des Zorns aufsteigen. Er kämpfte gegen sie an.
Yolanda *mußte* hier sein! Der Knochenmann durfte sie nicht an einen anderen Ort verschleppt haben!
Jimmy schlich ein zweitesmal durch die Ruine. Diesmal fiel ihm eine schmale Steintreppe auf, die steil nach unten führte.
Schwarz wie ein Höllenschlund sah der Treppenschacht aus. Jimmy setzte mit starken Herzklopfen seinen Fuß auf die erste Stufe.
Mit einemmal war er sicher, den richtigen Weg zu Yolanda gefunden zu haben. Sie war dort unten. Er glaubte es plötzlich hundertprozentig zu wissen. Da anzunehmen war, daß Yolanda nicht allein war, sondern von Ko van Hoeks Skeletten bewacht wurde, bemühte sich der Junge, sich so lautlos wie möglich über die Stufen hinunterzutasten.
Der Schacht wurde allmählich breiter.
Jimmy Sparv hielt sich links.
Mit der linken Hand glitt er suchend über die kalte Mauer, während seine rechte den Revolver festhielt.
Aufgeregt erreichte er das Ende der Treppe.
Bis jetzt hatte sich noch kein Skelett blicken lassen. Jimmy konnte nicht behaupten, daß er dies bedauerte.
Der Schweiß rann ihm nun in breiten Bächen über das Gesicht.
Eine innere Stimme machte ihm klar, daß er sich zuviel zumutete.
Aber ein Umkehren kam für ihn nicht in Frage. Er war es seiner Liebe zu Yolanda Yale schuldig, zu bleiben und zu versuchen, ihr Leben zu retten. Sollte es ihm nicht gelingen, nun, dann würden sie eben gemeinsam in den Tod gehen. Er war bereit, das auf sich zu nehmen.
Jimmy Sparv befand sich in einem Gang, der schon nach wenigen

Yards einen Knick nach rechts machte.

Sand knirschte unter seinen Schuhen. Er hatte es nicht verhindern können. Sofort blieb er stehen.

Und im selben Moment passierte es!

Zwei bleich schimmernde Skelette tauchten aus der Finsternis auf!

***

Ich hatte mir einen Spezialplan von der Gegend besorgt und wußte haargenau, wo sich die schwarze Abtei befand. Nun waren wir auf dem Weg in das Sperrgebiet des Bösen.

Ko van Hoek war ein schwieriger Brocken, nicht so leicht zu verdauen wie zum Beispiel seine Rekruten.

Mein Freund und ich konnten davon ausgehen, daß der Satansgeneral mit stärkeren Höllenkräften ausgestattet war als seine Handlanger.

Hastings lag bereits hinter uns. Nun zog ich den Bentley auf eine unbefestigte Straße. Die Stoßdämpfer des schweren Wagens schluckten nahezu alle Bodenunebenheiten. Sanft schaukelten wir dahin.

Suko saß neben mir und hing seinen Gedanken nach. »Dieser Junge geht mir nicht aus dem Sinn«, bemerkte er nach einer Weile.

»Ich kann ihn verstehen«, sagte ich. »Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, hätte ich genauso gehandelt.«

»Er hat überhaupt keine Erfahrung.«

»Wer niemals ins Wasser geht, lernt auch nie schwimmen.«

»Donnerwetter, woher hast du denn diesen weisen Spruch?«

»Der stammt von mir. Ist trotzdem gut.«

»Der Junge macht mir Sorgen«, brummte Suko.

»Wir werden ihm im Kampf gegen Ko van Hoek beistehen.«

»Vorausgesetzt, er hat diesen Kampf noch nicht verloren.«

»Hör auf, schwarzzusehen.«

»Wenn man das Schlimmste befürchtet, kann man hinterher nur noch angenehm überrascht werden.«

»Ist auch eine Einstellung«, sagte ich und wich einem Schlagloch aus. Weit konnten wir nicht mehr fahren. Die Straße stieg steil an, wurde schmal und schlängelte sich in einen verfilzten Wald hinein.

Ich hielt nach einem Platz Ausschau, wo ich den Wagen abstellen konnte, und als ich den geeigneten Platz gefunden hatte, stoppte ich das Fahrzeug.

»Jetzt geht's auf Schusters Rappen weiter«, sagte ich.

»Meinetwegen. Ich bin ganz gut zu Fuß. Hab' 'ne heiße Sohle«, behauptete mein Freund.

Wir setzten den Weg zur schwarzen Abtei zu Fuß fort.

Zehn Minuten hatten wir zu gehen. Dann erblickten wir die düsteren

Mauerreste der Abtei.
»Hoffentlich ist der General zu Hause«, knurrte Suko.
»Wir bringen ihn nicht mal was mit«, sagte ich mit gespieltem Bedauern.
»Blumen oder eine Flasche Hennessey, was?« sagte der Chinese grimmig. »Von mir kriegt er eine geweihte Silberkugel.«
»Die kann er von mir auch haben«, sagte ich.
»Dann kommen wir also doch nicht mit leeren Händen.«
Aufmerksam näherten wir uns der Ruine. Wir wollten nichts dem Zufall überlassen, deshalb trennten wir uns.
Wenn Ko van Hoek hier irgendwo eine Falle aufgestellt hatte, wollten mein Partner und ich nicht gemeinsam hineintappen, denn dann konnte der eine den andern nicht mehr aus der Klemme heraushauen.
Diese Vorgangsweise war erfahrungsgemäß besser: Getrennt marschieren – vereint schlagen!
Suko zweigte ab.
Die Dunkelheit verschluckte ihn schon nach wenigen Augenblicken.
Ich angelte meine Beretta aus der Schulterhalfter, um gegen eine eventuelle Attacke gewappnet zu sein.
Bei einem Satansbraten wie Ko van Hoek mußte man auf alles gefaßt sein. Ich hatte nicht den Wunsch, so zu enden wie die fünf Männer, die der General sich in der vergangenen Nacht geholt hatte.
Ein Geräusch stoppte mich.
Die Beretta ruckte sofort hoch, aber ich schoß nicht. Man muß sein Ziel zuerst sehen und erkennen. Es gab schon oft Katastrophen, weil ein Mann zuerst geschossen und hinterher erst genau geguckt hatte.
Ich wollte weder meinen Partner noch Jimmy Sparv verletzen, der sich gleichfalls hier herumtreiben konnte.
Niemand präsentierte sich mir.
Ich lehnte mich an einen hohen Felsen und wartete einige Sekunden. Das Geräusch wiederholte sich, und nun war ich sicher, daß es von Suko hervorgerufen wurde, der über die Steinbuckel nach oben kletterte.
Ich folgte seinem Beispiel.
Natürlich hätte es auch einen bequemeren Weg zur Ruine hinauf gegeben, aber den hatten mein Freund und ich absichtlich gemieden, denn dorthin richteten Ko van Hoeks Rekruten bestimmt ihr Augenmerk.
Bald hatte ich die Felsen hinter mir.
Bizarr geformt sahen die Mauerreste der schwarzen Abtei aus.
Hinter jeder Mauer konnte eine tödliche Gefahr lauern.
Größte Vorsicht war deshalb angeraten.
Ich hob meinen Blick zum Mond. Er war fast voll. Silbrig hell hing er am tintigen Nachthimmel. Sein kaltes Licht weckte ein Unbehagen in

mir.
Niemand konnte vorhersagen, wie unser Besuch in der schwarzen Abtei ausgehen würde. Wenn Ko van Hoek und ich aufeinanderprallten, würden Funken sprühen, das war gewiß.
Aber es stand in den Sternen, wer von uns beiden diesen erbitterten Kampf als Sieger beenden würde.
Ich schlich durch den Hof der Abtei. Meine Augen hatten sich längst an die Dunkelheit gewöhnt. Ich konnte zwar nicht so gut wie am Tag sehen, aber ich nahm zumindest meine nähere Umgebung wahr, und so konnte ich jedem Hindernis ausweichen.
Wo war Suko?
Es war nichts zu hören und nichts zu sehen von dem Chinesen.
Der hünenhafte Kerl verstand es, sich trotz seines Schwergewichts wieselflink und nahezu lautlos zu bewegen. Ein Phänomen.
Langsam durchquerte ich den Hof.
Durch leere Fensteröffnungen traf mich ab und zu das Licht des Mondes.
Ich merkte, wie sich meine Nerven allmählich strafften. Gespannt wartete ich auf den ersten Angriff.
Ich rechnete damit, daß der General zuerst seine Rekruten schicken würde. Vielleicht waren sie schon in der Nähe. Wer konnte das wissen?

***

Jimmy Sparv starrte die beiden Skelette entgeistert an. Er war über ihr plötzliches Erscheinen so perplex, daß er ganz auf seinen Revolver vergaß. Sie griffen ihn an.
Da kam auf einmal wieder Leben in den Jungen.
Er federte zurück.
Eine Krallenhand erwischte seinen Arm. Er schlug mit dem Colt danach, und im selben Augenblick kam ihm zu Bewußtsein, daß er bewaffnet war.
Sofort setzte er den Colt gegen die unheimlichen Knochenmänner ein. Er richtete die Waffe auf einen der beiden Schädel und drückte ab.
Die Kanone donnerte los.
Das Projektil traf den Satansrekruten, vermochte ihn zwar nicht zu vernichten, stieß ihn aber weit zurück.
Und Jimmy drückte gleich noch einmal ab.
Der zweite Knochenmann ging in die Knie.
Das gab dem Jungen Auftrieb. Er sprang über das Skelett und feuerte auf den Satansrekruten, den er zuerst getroffen hatte, doch diesmal schoß er daneben. Das Skelett, das zu Boden gegangen war, faßte nach Jimmys Bein.

Wie Stahlklammern schlossen sich die Knochenfinger um das Gelenk.

Jimmy Sparv hing fest. Er konnte nicht weiterlaufen. Aber er gab sich deswegen noch nicht geschlagen.

Wild zerrte er sein Bein hoch, während er mit seiner nächsten Kugel den näherkommenden Knochenmann noch einmal zurückstieß.

Und dann richtete er die Waffe auf den Schädel des Skeletts, das ihn festhielt. Donnernd entlud sich die Waffe.

Das Mündungsfeuer bedeckte den Totenkopf. Die Wucht, mit der das Geschoß die Schädeldecke traf, drückte das Gerippe nach unten.

Jimmy Sparv riß sein Bein hoch, und diesmal kam er frei.

Jetzt brauchte er nicht mehr leise zu sein. Es war bekannt, daß er sich in die schwarze Abtei gewagt hatte.

»Yolanda!« brüllte er aus vollem Halse. »Yolanda, wo bist du?«

»Hier, Jimmy! Ich bin hier!« antwortete eine dünne Mädchenstimme.

Der Junge stürmte los.

Aber eines der beiden Skelette verstellte ihm den Weg. Er mußte an dem Knochenmann vorbei, doch das war nicht so einfach.

Blindwütig drückte er ab. Eine Kugel nach der andern jagte er durch den Lauf. Der Knochenmann wurde von den Treffern durchgeschüttelt.

Aber dann hatte sich Jimmy verschossen. Keine Kugel war mehr in der Trommel. Und von zwei Seiten näherten sich ihm die Skelette.

Es stand nicht gut um ihn.

Aber er war bereit, sich seiner Haut zu wehren.

»Jimmy!« rief Yolanda.

Ihre Stimme machte ihn stark. Wuchtig trat er nach dem Knochenmann, der sich auf ihn warf. Gleichzeitig sprang er vorwärts.

Das Gerippe prallte gegen seinen Rücken. Er schüttelte den Gegner ab, kreiselte herum und tauchte unter der Knochenfaust weg, die ihn niederstrecken sollte.

Doch dann erwischte ihn ein Treffer.

Sterne spritzten vor seinen Augen auf, er war benommen, reagierte zu langsam und konnte nicht verhindern, daß die Satansrekruten ihn überwältigten.

»Jimmy!« hörte er Yolanda wieder rufen.

Und ein gallbitterer Geschmack war in seinem Mund, weil er nicht in der Lage war, dem Mädchen zu helfen.

***

Suko sprang von einem Felsen zum nächsten. Er federte sein Schwergewicht gekonnt ab und war binnen kurzem bei den Mauerfragmenten der schwarzen Abtei oben.

Als er die Ruine betrat, lag seine Hand auf dem Griff der Dämonenpeitsche. Auch er war kein Freund von unliebsamen Überraschungen.

Soweit es die Dunkelheit zuließ, schaute der Chinese sich um.

Hier also hatte Ko van Hoek mit seinen Rekruten die widerliche Teufelsfete gefeiert, an der auch Asmodina teilgenommen hatte.

Asmodina!

Suko wünschte sich, die Tochter des Teufels vor seine Dämonenpeitsche zu kriegen. Es hätte ihm einen Mordsspaß gemacht, mit der Peitsche auf dieses gefährliche Weib einzuschlagen.

Sie war schlimmer als alles, was die Hölle je hervorgebracht hatte. Ihr Machthunger war unersättlich.

Riesige Heerscharen lagen ihr in den Dimensionen des Schreckens zu Füßen. Niemand wagte es, ihre grausamen Befehle nicht unverzüglich auszuführen, denn sie war schrecklich in ihrem Zorn.

Suko tastete sich an einer Mauer entlang. Er war jederzeit gewärtig, die Dämonenpeitsche einzusetzen.

Finstere Nischen sahen wie Riesenmäuler aus, die einen Menschen verschlingen konnten. Auf Schutthaufen wuchs meterhohes Unkraut.

Suko durchquerte die Räume der schwarzen Abtei. Hin und wieder warf er auch einen aufmerksamen Blick zurück.

Doch kein Skelett ließ sich blicken.

Hatte Ko van Hoek seine Rekruten zurückgezogen? Suko fragte sich, wie viele dem Satansgeneral noch zur Verfügung standen. Er und John hatten die Zahl schon stark zurückgeschraubt.

Als der Chinese den Abteihof betrat, fielen plötzlich Schüsse.

Suko rannte sofort darauf zu.

***

Schüsse!

Ich war augenblicklich dorthin unterwegs. Aus der Dunkelheit tauchte Suko auf.

»Das muß Jimmy Sparv sein!« stieß er aufgeregt hervor.

»Woher hat der denn eine Waffe?«

»Vielleicht kann er es uns später sagen«, meinte Suko.

Wir hasteten auf das Bellen der Schüsse zu, erreichten eine Treppe, stürmten diese hinunter. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel.

Herr, laß uns nicht zu spät kommen!

Sobald wir beim Ende der Treppe angelangt wären, wandten wir uns nach rechts. Wir hörten Jimmy Sparv und Yolanda Yale schreien.

Mir rieselte es eiskalt über den Rücken.

Bewegung in der Dunkelheit.

Jimmy kämpfte mit zwei Skeletten. Es war aussichtslos für ihn.

Diesen Kampf konnte er niemals gewinnen. Aber er setzte sich tapfer zur Wehr.

Die Knochenmänner schlugen wild auf ihn ein. Es gelang ihnen, den Jungen in ihre Gewalt zu bringen.

Aber sie hatten nicht mit Suko und mir gerechnet. Mein Freund griff nach der Dämonenpeitsche. Mit einem Rundschlag brachte er die Riemen zum Vorschein, und dann pfiff die Peitsche auch schon durch die Luft.

Treffer!

Der Satansrekrut brüllte auf.

Er ließ Jimmy Sparv los und sprang zurück. Furchtbare Schmerzen schienen durch seine Knochen zu rasen.

Er drehte sich um die eigene Achse, torkelte, brach knirschend zusammen und verging.

Den zweiten Knochenmann nahm ich mir vor. Jimmy Sparv gelang es, sich von dem Skelett loszureißen. Besser hätte sich die Sache gar nicht abspielen können.

»Zur Seite, Jimmy!« schrie ich.

Der Junge reagierte prompt.

Schwungvoll warf er sich nach links. Ich hatte freies Schußfeld.

Das Gerippe schnellte herum. Es schien um die Wirkung meiner geweihten Silberkugeln Bescheid zu wissen.

Mit langen Sätzen ergriff es die Flucht.

Ich zielte im Beidhandanschlag, um sicher zu treffen. Als ich das Knochenbiest genau im Visier hatte, drückte ich ab.

Die Silberkugel zerfetzte die schwarzmagische Macht, die das Skelett zusammenhielt. Knochen flogen nach allen Richtungen davon, klapperten auf den Boden und lösten sich auf.

»Danke«, hauchte Jimmy Sparv.

»Sie haben sich tapfer geschlagen«, sagte ich.

»Ich bin hier, um Yolanda zu befreien.«

»Überlassen Sie das uns.«

»Ich will dabeisein.«

»Raus jetzt, Jimmy! Sie haben genug getan. Den Rest besorgen wir. Warten Sie oben auf uns.«

»Aber Yolanda…«

»Wir bringen sie Ihnen wohlbehalten.«

»Nun mach schon, Junge«, sagte Suko. »Verdrück dich, ehe John Sinclair unangenehm wird. Du kannst dich auf sein Wort verlassen. Wir nehmen dem Satansgeneral deine Freundin ab. Wenn du mitkämst, wärst du für uns ein Klotz am Bein. Das siehst du hoffentlich ein. Bist doch ein kluges Kerlchen.«

Jimmy Sparv nickte stumm.

Er ließ sich von Suko zurückdrängen, und er folgte uns nicht, als wir unseren Weg fortsetzten.

Nun stand Ko van Hoek auf unserer Liste!

***

Der Satansgeneral wußte, was lief. Ihm war auch bekannt, was mit seinen letzten beiden Rekruten geschehen war. Und zum erstenmal in seinem unseligen schwarzen Leben war er unsicher.

Dieser John Sinclair schien noch gefährlicher zu sein als sein Ruf.

Und der Chinese war der ideale Partner.

Blitzschnell überlegte Ko van Hoek, wie er sich diese beiden Männer vom Hals schaffen konnte. War es möglich, ihnen seinen Willen aufzuzwingen? Eigentlich ja.

Mit Yolandas Hilfe konnte ihm das gelingen.

Der Satansgeneral lachte schaurig. Er eilte zu dem verstörten Mädchen und zerriß die Fesseln.

»Du wirst mir jetzt gute Dienste leisten!« zischte er.

Yolanda versuchte, sich seinem Griff zu entwinden. Seit sie Jimmys Stimme gehört hatte, hatte sie neuen Mut gefaßt.

»Lassen Sie mich!« schrie Yolanda Yale. »Hilfe! Zu Hilfe!« Ihre Schreie gellten durch den unterirdischen Raum.

»Sinclair und dieser Chinese besitzen Waffen, die mit geweihten Silberkugeln geladen sind!« knurrte der Satansgeneral. »Damit könnten sie mir gefährlich werden. Aber sie werden sich hüten, auf mich zu schießen, wenn ich dich als Kugelfang benütze!«

Lachend preßte Ko van Hoek das sich sträubende Mädchen an seinen skelettierten Körper.

»Hilfe!« schrie Yolanda wieder.

»Ja, schrei nur. Damit sie schneller hier sind!«

Rasche Schritte waren zu hören.

»Da kommen sie schon!« sagte der Satansgeneral. »Und wir beide werden ihnen eine unangenehme Überraschung bereiten!«

***

Wir hetzten den Gang entlang, den Mädchenschreien und dem Fackelschein entgegen. Augenblicke später befanden wir uns mit dem Satansgeneral im selben Raum.

Wir prallten zurück.

Ko van Hoek lachte gemein.

»Willkommen in der schwarzen Abtei, John Sinclair!«

»Verdammt, van Hoek, laß das Mädchen los! Versteck dich nicht hinter Yolanda Yale!« schrie ich.

Ich hatte das Gefühl, Eiswasser würde durch meine Adern fließen. Ko van Hoek umklammerte mit dem linken Arm Yolandas Brustkorb, während seine rechte Krallenhand die Kehle des Mädchens umschloß.

Wir konnten nichts tun.

Der Satansgeneral hätte das Mädchen auf der Stelle getötet. Ihn mit einer Kugel auszuschalten, war auch nicht möglich, weil er von Yolandas Körper gedeckt war.

»Ich bringe das Mädchen um, wenn ihr auch nur den Versuch unternehmt, mich zu erledigen!« warnte der Satansgeneral.

Ich empfand Abscheu vor seiner grinsenden Totenvisage.

Und ich hatte Mitleid mit Yolanda Yale, der wir im Augenblick nicht helfen konnten. Nie werde ich ihren flehenden Blick vergessen, mit dem sie uns ansah.

»Feigling!« sagte ich verächtlich.

»Der Zweck heiligt die Mittel!« gab Ko van Hoek lachend zurück.

»Du mieser Hund!« stieß Suko hervor. Er machte einen Schritt vorwärts.

Da schoß plötzlich eine Feuerwand aus dem Boden, hinter der der Satansgeneral verschwand.

Suko mußte zurückspringen.

Er holte mit der Dämonenpeitsche aus und knallte die Riemen in das Feuer. Die brennende Wand stürzte in sich zusammen.

»Bravo, Schlitzauge!« höhne Ko van Hoek. »Das hast du wunderbar gemacht!«

»Ich zerlege dich in deine Bestandteile und baue dich verkehrt wieder zusammen!« knirschte Suko.

»Leg diese verdammte Peitsche weg!« verlangte der Satansgeneral.

Suko warf mir einen grimmigen Blick zu.

»Wird's bald!« herrschte Ko van Hoek ihn an.

Ich nickte, und Suko legte die Dämonenpeitsche auf den Boden.

Aber er blieb in Reichweite.

Doch das genügte dem Satansgeneral noch nicht. Suko mußte sich auch von seiner Silberkugelberetta trennen.

Und dann mußte er sich von seinen Waffen so weit entfernen, daß er sie mit einem Hechtsprung unmöglich erreichen konnte.

»Jetzt zu dir!« sagte Ko van Hoek. »Leg ab, John Sinclair!«

Ich mußte gehorchen. Sobald meine Beretta neben Suko lag, mußte ich mich neben meinen Partner stellen.

»Stell dich zum Kampf!« verlangte Suko aggressiv. »Laß ab von dem Mädchen und beweise mir, daß du wirklich so gefährlich bist, wie man behauptet.«

»Wenn ich kämpfe, dann nur mit der Nummer eins!« erwiderte der Satansgeneral. »Und das ist John Sinclair!«

»Einverstanden!« sagte ich sofort. »Laß das Mädchen los!«

Aber davon wollte Ko van Hoek nichts wissen. Ich fragte mich, wie er gegen mich kämpfen wollte, wenn er das Mädchen nicht freigab.

Suko wurde die Situation zu dumm. Er sah das unglückliche Gesicht Yolandas und wollte eine Blitzentscheidung erzwingen.

Ohne daß der Satansgeneral es merkte, nahm er die Gnostische Gemme ab. Schon flog sie durch die Luft.

Sie sauste auf Ko van Hoek zu.

Das ungewöhnliche Wurfgeschoß irritierte den unheimlichen Offizier. Er reagierte reflexhaft, brachte sich mit einem raschen Sprung vor der Gnostischen Gemme in Sicherheit.

Und er vergaß dabei, Yolanda Yale festzuhalten.

Plötzlich war sie frei.

Sie ließ sich augenblicklich fallen und wälzte sich über den Boden – fort von Ko van Hoek und direkt vor Sukos Füße.

»Kümmere dich um sie!« zischte ich meinem Freund zu, und dann wurde ich aktiv.

Meine Pistole lag zu weit weg.

Also bewaffnete ich mich mit der blakenden Fackel. Blitzartig riß ich sie aus dem Eisenring, und dann stürzte ich auf den Höllengeneral ein. Er konnte zwar selbst Feuer entfachen, aber irdische Flammen waren etwas anderes. Vor denen mußte er sich in acht nehmen.

Ich mußte mich auf einen Kampf auf Biegen und Brechen einlassen, wenn ich den Satansgeneral besiegen wollte.

Ko van Hoek warf sich mir fluchend entgegen. Ich griff an. Ich stieß ihm die Fackel in die bleiche Totenfratze.

Er lenkte meinen Arm zur Seite. Funken stoben auseinander.

Rußflecken klebten im Gesicht des unheimlichen Offiziers.

Er traf mich mit der Faust. Der Schmerz war höllisch. Ich wurde von der Wucht des Schlages ausgehoben, gegen die Wand geschleudert und kräftig durchgeschüttelt.

Ein Würgen war in meiner Kehle.

Ich japste nach Luft.

Nur nicht nachlassen, hämmerte es in mir, und ich stemmte mich hartnäckig von der Wand ab und warf mich den gefährlichen Gegner erneut entgegen. Mit einem unbeugsamen Siegeswillen griff ich ihn an.

Er half sich wieder mit Feuer.

Im Nu war ich von einer schwarzmagischen Flammenwand eingehüllt. Ich erinnerte mich an das, was uns der Wirt in Hastings erzählt hatte.

Die verschwundenen Männer waren ebenfalls in einem Höllenfeuer eingeschlossen gewesen.

Aber mit mir könnte Ko van Hoek nicht so verfahren. Ich riß meinen silbernen Dolch aus dem Gürtel und schlitzte die Wand mit der geweihten Klinge auf.

Der Satansgeneral war so perplex darüber, daß er einen Moment nicht reagierte. Schon war ich bei ihm.

Mit vorgestrecktem Arm warf ich mich ihm entgegen. Diesmal traf die Fackel seine Uniform. Die Flammen griffen sofort auf den Stoff über.

Ko van Hoek schlug mit seinen dürren Knochenhänden wild nach den

Feuerzungen. Sie krochen an seiner klapperigen Gestalt hoch, tanzten um ihn herum, brannten an den Hosenbeinen, an den Ärmeln, bis hinauf zum Kragen.

Ko van Hoek stieß unartikulierte Schreie aus. Er fetzte sich die Generalsuniform vom knöchernen Leib. Die schwarzen Fetzen flogen in alle Richtungen davon, und nun konnte ich die Schwärze des Bösen sehen, die den Brustkorb des Satansgenerals ausfüllte.

Mir war sofort klar, was ich tun mußte.

Und ich tat es auf der Stelle.

Mit der Fackel lenkte ich den unheimlichen Offizier ab.

Er fiel auf die Finte herein, wich nach rechts aus, und da erwartete ich ihn mit meinem zum Stoß erhobenen Dolch.

Er riß sein Totenmaul weit auf und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Ein Beweis für mich, daß ich ihn tödlich getroffen hatte.

Verzweifelt versuchte er, mich von sich zu drücken. Aber seine Kräfte schwanden rasch.

Schwarzes Dämonenblut tropfte auf den Boden.

Ko van Hoek fiel auf die Knie. Ich riß den Dolch aus seiner Brust und stieß noch einmal zu. Das gab ihm den Rest.

Gepeinigt bäumte er sich auf. Seine zitternden Hände suchten Halt. Sie wollten sich an mir festkrallen, doch ich trat zurück und machte Platz für den Satansgeneral.

Gurgelnd kippte er nach vorn. Er fiel aufs Totengesicht und rollte herum. Aus seiner Skelettbrust ragte der Dolchgriff, der die Form eines Kreuzes hatte.

Das geweihte Silber verrichtete auch hier ganze Arbeit.

Ko van Hoek starb innerhalb weniger Augenblicke, und noch mal so lange dauerte es, bis er sich aufgelöst hatte. Zurück blieb mein Dolch, den ich erleichtert an mich nahm.

Auch die Gnostische Gemme hob ich auf.

Suko holte die Dämonenpeitsche und die beiden Berettas.

Yolanda Yale war zwar überglücklich, daß wir sie gerettet hatten, gleichzeitig war sie aber auch einem Nervenzusammenbruch nahe.

Wir schafften sie so rasch wie möglich aus den unterirdischen Raum. Kaum umwehte uns oben die abendliche Brise, da hörten wir Jimmy Sparvs glücklichen Aufschrei.

»Yolanda!«

Er rannte auf seine Freundin zu. Sie sank ihm in die Arme, und die beiden vergaßen die Welt um sich, samt Suko und John Sinclair.

Wir fanden das durchaus in Ordnung. Suko legte mir seine Pranke auf die Schulter, wies auf das Pärchen und sagte: »Weißt du, an wen mich das erinnert?«

»Hm?« machte ich.

»An Shao.«

»Und mich erinnern die beiden an Jane und John«, sagte ich.

»Weißt du was? Wir rufen noch heute die beiden an und bitten sie, nach Hastings zu kommen. Ein paar Tage Nichtstun wird uns sicher nicht schaden.«

Suko strahlte über das ganze Pfannkuchengesicht. »Der Meinung bin ich auch«, meinte er. Dann gingen wir. Yolanda und Jimmy nahmen wir mit…

ENDE